Brockauer Zeitung

Zeitung für den Landkreis Breslau

Bezugspreis einschließlich Abtrag wöchentlich 28 Pfg., monatlich 1,15 Mk. Erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mittag. Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht 14 Tage vor Beginn des Monats derselbe gekündigt wird. Bei höherer Gewalt oder Betriebsstörung kann in Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises nicht zugestanden werden.

Veröffentlichungsblatt für die Stadt Brockau

Anzeigenpreise: Für die einspaltige Millimeterhöhe (46 mm breit) 5 Pfg. Anzeigen im Textteil mm 15 Pfg. Preisliste Nr. 2. Nachlässe Staffel B. Für das Erscheinen der Anzeigen gelten die „Allgemeinen Geschäftsbedingungen im Anzeigenwesen". Gerichtsstand für alle Zahlungen ist Breslau. Hauptschriftleitung: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. —

Druck und Verlag von Ernst Dodeck's Erben, Brockau, Bahnhofstr. 12. Fernsprecher Breslau 53281. Postscheckkonto Breslau 10795

Nr. 21 — **Brockau, Sonnabend, den 17. Februar 1940** — **40. Jahrgang**

Großzügige Altersversorgung

Wieder ein geschichtlich denkwürdiger Befehl des Führers

Die Nationalsozialistische Parteikorrespondenz meldet:

Der Führer hat heute dem Reichsorganisationsleiter der NSDAP., Reichsleiter Dr. Robert Ley, mit folgendem Schreiben den Auftrag zur Durchführung einer umfassenden Altersversorgung des deutschen Volkes erteilt:

An Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley, Berlin.

Zur weiteren Verwirklichung des Nationalsozialistischen Parteiprogramms erteile ich Ihnen, Parteigenosse Ley, den Auftrag, die Grundlagen und Bedingungen der Durchführung einer umfassenden und großzügigen Altersversorgung des deutschen Volkes in Zusammenarbeit mit den hierzu berufenen Stellen der Partei und des Staates zu prüfen, zu klären, die sich daraus ergebenden Vorschläge unverzüglich auszuarbeiten und mir zu unterbreiten.

Dieses neue Gesetzeswerk des Aufbaues der Nationalsozialistischen Volksgemeinschaft soll für alle Zeit unser Volk an den gemeinsamen Kampf der Front und Heimat um die Freiheit und Unabhängigkeit des Großdeutschen Reiches erinnern.

Berlin, den 15. Februar 1940.

gez. Adolf Hitler.

Görings Parole für die Erzeugungsschlacht

Jeder Hektar muß ausgenutzt werden

Wer extensive Wirtschaft betreibt, versündigt sich am deutschen Volke

Generalfeldmarschall Göring umriß in seiner Rundfunkansprache, die er über den deutschen Rundfunk an das Landvolk richtete, die Aufgaben der Landwirtschaft bei der Frühjahrsbestellung und behandelte in diesem Zusammenhang die Fragen der Volksernährung. Hermann Göring würdigte zunächst die außerordentlichen Leistungen, die die deutsche Landwirtschaft seit 1933 unter nationalsozialistischer Staatsführung und dank vorbildlicher weitschauender Bauernpolitik mit ständig wachsenden Erfolgen vollbracht hat, und gedachte der Schwere des landwirtschaftlichen Berufes und insbesondere der hohen Verdienste, die sich die deutsche Landfrau in entbehrungsreicher Arbeit gerade jetzt im Kriege erworben hat.

Im einzelnen führte der Generalfeldmarschall u. a. aus: „Hunderttausende von Bauern, Landwirten, landwirtschaftlichen Betriebsführern und Arbeitern sind bei Kriegsausbruch zu den Fahnen geeilt. Wie konnte das auch anders sein. Denn nach bester deutscher Tradition ist ein guter Bauer auch immer ein tapferer Soldat gewesen. Die zurückbleibenden Männer mußten doppelt und dreifach arbeiten. Viele deutsche Landfrauen haben den Bauern und manchen Landarbeiter ersetzen müssen. Ich habe eine tiefe Hochachtung und ein heißes Dankgefühl ganz besonders den Landfrauen gegenüber in diesen Wochen und Monaten bekommen.

Und trotz all dieser Sorgen muß ich immer wieder aufs neue euch bitten: Deutsche Landfrauen haltet aus! Es ist unmöglich, alle Bauern zurückzuschicken; es ist unmöglich, euch allen eure Männer wieder zurückzuschicken zur Arbeit; und doch darf der Hof nicht versagen, muß er genau so, als wenn der Bauer daheim wäre, alles liefern, was die deutsche Ernährung braucht.

Und wenn es dann sehr schwer wird, dann müssen eben rechts und links die Nachbarn zusammenstehen. Hier wende ich mich ganz besonders an die Bauernführer, wende mich aber auch draußen auf dem Land an die Ortsgruppenleiter und an die Bürgermeister.

Aber noch eine Hilfe kann mobilisiert werden: Es ist die deutsche Jugend. Sie packt gerne an, wenn sie dazu aufgerufen wird. Und manche Stunde in dieser Arbeit, in dieser Hilfe für Hof und Stall ist weit besser angelegt als totes Wissen. Zusammenhalt in dieser schweren Zeit ist entscheidend. Der Generalfeldmarschall wies dann darauf hin, wie der zähe Fleiß des Bauern dem deutschen Volke auf den entscheidenden Ernährungsgebieten Reserven geschaffen hat, die jetzt im Kriege dem deutschen Volksgenossen die Sicherheit seiner Ernährung gewährleisten.

Erzeugung wichtiger als aufgespeicherte Vorräte

„Aber, so wichtig auch die Vorräte sind, für die weitere Kriegführung sich allein auf sie zu verlassen, wäre kurzsichtig und würde sich eines Tages rächen, so reichlich die Bestände auch an sich sein mögen. Weit wichtiger als aufgespeicherte Vorräte in den Silos, Lagerhäusern und Kühlräumen ist die laufende Erzeugung, sind Aussaat und Ernte.

Was an Kräften in diesem deutschen Boden steckt, muß heraus, koste es, was es wolle. Hier liegt deine Aufgabe, deutsches Landvolk! Sie ist groß, größer als alles, was du bisher vollbracht hast. Aber sie muß gelöst werden. Das verlangt der Führer von euch, das verlangt die Dankbarkeit, die ihr ihm schuldet. Das erwartet aber auch das ganze deutsche Volk von euch. Und das seid ihr schließlich der kämpfenden Front da draußen vor dem Feinde schuldig. Auf euren Schultern, Bauern und Landwirte, Landfrauen und Landarbeiter, ruht heute doppelte Verantwortung. Setzt all eure Kräfte ein. Zeigt, was ihr zu leisten vermögt. Nicht allein von euch wird in der Heimat das äußerste an Fleiß und Mühe verlangt. Blickt doch auf die deutschen Industriereviere, erinnert euch der Stätten, wo der deutsche Bergmann sein schweres Tagewerk weit unter der Erde in Mühsal und schlechter Luft verrichtet, wo Männer von früh bis spät im Lärm der großen Industriebetriebe unter Anspannung aller Nerven und Muskeln schaffen und wirken, ununterbrochen Tag und Nacht in zwei und drei Schichten. Sie alle sind eure Kameraden und reichen euch in herzlicher Kampf- und Arbeitsverbundenheit die Hände."

Der Generalfeldmarschall gibt dann eine Uebersicht über die Maßnahmen der Staatsführung, die der Steigerung der Produktion dienen sollen. Neben der notwendigen Gestellung von Arbeitskräften, der Freistellung der Betriebsführer und Fachkräfte, soweit es die militärischen Belange erlauben, werden Zugkräfte — Pferde und Trecker — Saatgut und Düngemittel ausreichend zur Verfügung gestellt werden. Diese Maßnahmen sollen besonders der Intensivierung der Produktion dienen.

Alles ist auf Höchsterträge einzustellen

„Die Parole für die Erzeugungsschlacht dieses Jahres lautet: Jeder Hektar muß ausgenutzt werden. Alles ist auf Höchsterträge einzustellen. Wer extensive Wirtschaft betreibt, versündigt sich am deutschen Volk.

Das wichtigste dabei ist die Ausweitung des Oelfruchtanbaus. Zwar haben wir Oel und Margarinereserven, die für zwei Jahre reichen mögen, aber wir müssen in die Zukunft schauen. Die Anbaufläche für Oelfrüchte muß in diesem Jahr auf mindestens 200 000 Hektar gebracht werden. Zu verstärken ist ferner der Hackfruchtanbau. Ich verlange von jedem Betrieb, daß er während des Krieges 10 bis 15 v. H. mehr Hackfrüchte als im letzten Jahr anbaut. Dabei ist neben der Zuckerrübe der Anbau der Kartoffeln und vor allem der Frühkartoffel ganz besonders zu pflegen."

Steigerung der Milch- und Butterproduktion

Der Generalfeldmarschall behandelte dann besonders eingehend die wichtige Frage der Fettversorgung und die hierbei entscheidende Rolle der Milchwirtschaft. Dazu führte er u. a. folgendes aus: Ich habe mich deshalb entschlossen, die von euch mit Berechtigung vorgeschlagene Maßnahme durchzuführen, nämlich die Milchpreiserhöhung dort, wo sie unbedingt notwendig ist. Vom 11. März 1940 an soll für die Vollmilch — aber nur für die Vollmilch, nicht für die Magermilch —, die an die Molkereien geliefert wird, ein um zwei Pfennige erhöhter Preis je Liter ausbezahlt werden. Dementsprechend erhöht sich der Butterpreis um 20 Reichspfennige je Pfund. Unverändert bleibt jedoch der Preis für Magermilch und Quark. Ich habe diesen neuen Milch- und Butterpreis genehmigt, damit ihr jetzt die Milch- und Butterproduktion steigern könnt.

Notwendig ist es, den Zwischenfruchtbau auszudehnen, um so in Zukunft dort, wo bisher nur eine Ernte im Jahr erzielt wurde, zwei, oder wenigstens in zwei Jahren drei Ernten zu erreichen. Für den Mehraufwand bei der Futtermittelversorgung soll die Erhöhung der Milch- und Butterpreise den notwendigen Ausgleich bieten. Das ist der Zweck dieser Maßnahme. In vielen Großbetrieben ist die Zahl der Kühe viel zu gering. Man hat den Milchviehbestand verringert, um Schlachtvieh zu mästen. Wir brauchen aber zur Streckung der Rationierung an Margarinerohstoffen zuerst Fett in Form von Butter. Fett ist in diesem Falle wichtiger als Fleisch. Fleisch hingegen liefert in erster Linie das Schwein. Außerdem erwarte ich von euch, daß ihr beim Eigenverbrauch von Milch sehr sparsam seid. Gerade auf dem Gebiete der von England propagierten Fettblockade müßt ihr beweisen, daß die zwei Pfennig Zulage von euch nicht als ein Geschenk aufgefaßt wird. Denkt daran, daß jede Milliarde Liter Vollmilch 40 000 Tonnen Butter bringt.

Einsparung von zwei Milliarden Liter Vollmilch

Unsere Einfuhr war jährlich 80 000 bis 90 000 Tonnen. Zwei Milliarden Liter Milch in der Eigenversorgung, im Landwirtschaftshaushalt und bei der Kälberaufzucht gespart, würden praktisch so viel erbringen, wie die friedensmäßige Einfuhr betragen hat. Dabei verweise ich noch darauf, daß ihr den Ersatz für die Vollmilch, die Magermilch, in einem viel frischeren und besseren Zustand zur Verfügung habt, neben der Buttermilch.

Die Ersparnis von zwei Milliarden Liter Vollmilch erwarte ich als Gegenleistung der Preiserhöhung. Wird sie nicht erzielt, so ist diese Preiserhöhung fehl am Platze gewesen, und ich werde keinen Augenblick zögern, sie ebenso rasch wieder rückgängig zu machen, wie sie eingeführt wurde. Es liegt an dir allein, Landvolk, zu beweisen, ob die von dir geforderte Maßnahme richtig gewesen ist.

58 000 BRT. an einem Tage!

Großer Erfolg der deutschen Seekriegführung

DNB **Berlin**, 15. Februar.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Bei Spähtrupptätigkeit im Grenzgebiet südlich Saarbrücken wurden mehrere Gefangene eingebracht.

Der 14. Februar war für die deutsche Seekriegführung, vor allem für die deutschen U-Boote, besonders erfolgreich. An diesem Tage wurden allein 58 000 Bruttoregistertonnen Schiffsraum versenkt.

*

58 000 Bruttoregistertonnen an einem Tage! Wahrhaftig ein stolzer Erfolg unserer deutschen U-Boot-Waffe. Diese Versenkungsziffer stellt gewissermaßen die Quittung für das neueste zynische Eingeständnis Churchills dar, der am gleichen Tage vor dem Unterhaus erklärte, daß künftig jedes britische Handelsschiff in der Nordsee mit Geschützen bewaffnet werden soll. Wenn der Lügenlord in seiner scheinheiligen Heuchelei den Eindruck zu erwecken versucht, daß er erst jetzt durch die Entwicklung des Seekrieges zu dieser „unvermeidlichen Maßnahme" gezwungen worden sei, so wird er für dieses neueste Lügenmärchen nirgendwo Glauben finden. Die völkerrechtswidrige Bewaffnung der Handelsdampfer ist durch Churchill bereits im Weltkriege durchgeführt worden. Damals hat er durch seinen inzwischen bekanntgewordenen Geheimbefehl sämtliche britischen Handelsschiffe angewiesen, sich nicht mit einer bewaffneten Abwehr der U-Boote zu begnügen, sondern selbst zum Angriff überzugehen. Das gleiche Verfahren hat er auch jetzt wieder zur Anwendung gebracht, und zwar sind die britischen Handelsschiffe bereits lange vor Ausbruch des Krieges für den Einbau von Geschützen eingerichtet worden. Wenn die englische Flotte nicht bereits am ersten Kriegstag vollzählig bewaffnet war, so liegt das nicht daran, daß Herr Churchill, wie er jetzt fälschlicherweise erklärt, zu Anfang des Krieges „mit dieser Notwendigkeit nicht gerechnet" habe, sondern die wahren Ursachen sind in den Lieferschwierigkeiten der englischen Industrie und der unzulänglichen Ausbildung der Bedienungsmannschaften zu sehen. Im übrigen müßte sich Herr Churchill über die Folgen seines neuesten Rechtsbruches völlig im klaren sein. Die letzte Glanzleistung der deutschen U-Boote haben ihm deutlich gezeigt, daß sie gegen das britische Heckenschützentum zur See rücksichtslos und energisch vorgehen.

Keine besonderen Ereignisse

DNB. **Berlin**, 16. Februar.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Keine besonderen Ereignisse.

Stabile Lohn- und Preispolitik

In der Verbraucherschaft darf die Preiserhöhung nicht falsch verstanden werden. Wir verlassen mit dieser Maßnahme keineswegs den festen, zielsicheren Kurs unserer stabilen Lohn- und Preispolitik. Der Verbraucher wird nicht unbillig belastet. Wer begütert ist, soll den Mehrpreis für Butter bezahlen; wer aber nur über ein kleines Einkommen verfügt, kann für den Teil seiner Karte Margarine einkaufen. Jedem deutschen Verbraucher steht also die gleiche Fettmenge zur Verfügung. Da jeder die Preiserhöhung nun von sich abwenden kann, tritt auch keine Erhöhung der Lebenshaltung ein.

Eine dreiköpfige Familie, bestehend aus zwei Erwachsenen und einem Kleinkind, hat bisher ausgegeben für Butter und Margarine in vier Wochen 7,32 RM. und gibt nunmehr bei Bezug von Vollmilch und Margarine 7,22 RM. aus. Dazu kommt aber vor allem eine andere bereits getätigte Ersparnis. Eine fünfköpfige Familie zum Beispiel, die bisher im Jahre 600 Liter Vollmilch verbraucht hat: wenn diese Familie statt 600 Liter Vollmilch im Jahre 500 Liter Vollmilch und nur 100 Liter Magermilch dafür nimmt, so würde sich ergeben 500 mal 2 Pfennig Mehrbelastung gleich 10 RM., und 100 Liter Magermilch für einen niedrigeren Preis gleich 10 RM. weniger. Es würde sich also hier an sich völlig ausgleichen. Nun erhält aber keine fünfköpfige Familie heute 600 Liter Vollmilch. Sie erhält nur einen Teil Vollmilch und einen Teil Magermilch. Das bedeutet, daß seit fünf Monaten, seit Einführung der Lebensmittelkarten, bereits eine Ersparnis in allen Haushaltungen dadurch eingetreten ist, daß die Haushaltungen gezwungen waren, zu einem Teil die billigere Magermilch zu übernehmen. Da die Preiserhöhung nur auf der Vollmilch ruht, ergibt sich hieraus die bisher bereits getätigte Ersparnis. Vor allem aber ist es möglich, daß die Minderbemittelten durch den Umtausch von Butter in Margarine auch eine weitere Ersparnis erzielen können, jedenfalls die Möglichkeit haben, eine Verteuerung von sich abzuweisen.

Nun werden sofort die Herren Meckerer kommen und werden erklären: Seht, wie unsozial ist eure Regierung; natürlich, der Reiche, der kann wieder Butter kaufen. Er wird selbstverständlich hinzusetzen, der Herr Meckerer: der Reiche kann beliebig viel Butter kaufen. Nein, meine Volksgenossen, der Reiche und der Arme, der Bemittelte und der Nichtbemittelte können heute nicht mehr Butter und Fett kaufen, als ihnen auf den Karten vorgeschrieben ist. Gewiß, der Bessergestellte kann sich Butter kaufen; er soll sich Butter kaufen, denn er soll in erster Linie die Preiserhöhung tragen. Der Minderbemittelte kann sich eben-

falls Butter kaufen, wenn sie ihm aber zu teuer ist, so hat er die Möglichkeit, dafür verbilligte Margarine einzukaufen.

Auf diese Weise ist alles getan worden, um die ganze Aktion als soziale Maßnahme durchzuführen. Das deutsche Volk weiß aus den Erfahrungen der letzten Jahre: nicht das ist sozial, was den bequemen Erfordernissen des Tages entspricht, sondern sozial ist nur das, was dem ganzen Volke für die Zukunft dienlich ist.

Es ist besser, ich erhöhe den Butterpreis und schaffe damit eine für die Dauer des Krieges ausreichende Fettversorgung, als daß ich den Preis unangetastet lasse und dadurch die Fettration schmälere.

Die Frage der Kohlenversorgung

Allseitig wurde dankbar begrüßt — obwohl sich diese Rede speziell an das deutsche Landvolk wandte —, daß der Feldmarschall in seiner geraden und offenen Art auch die Frage der Kohlenversorgung behandelte. „An sich" so sagte der Feldmarschall, „hat Deutschland keinen Mangel an Kohle. Deshalb kann man auch von einer eigentlichen Kohlennot nicht sprechen."

Dank der überragenden Leistungen und des Heldentums unserer Wehrmacht haben wir in wenigen Tagen jene großen Kohlenvorkommen zurückerobert, die man uns einst im Schandvertrag von Versailles in Ost-Oberschlesien fortgenommen hat. Damit besitzt heute Deutschland so reichlich Kohle, daß wir alle Anforderungen an diesen kostbaren Rohstoff voll und ganz befriedigen können.

Trotzdem weiß ich, daß mir jetzt einige — vielleicht sogar viele — entgegnen werden: „Ja, aber ich habe keine Kohle bekommen, ich habe frieren müssen, ich habe meinen Ofen nicht heizen können!" Ja, lieber Volksgenosse, das sind nun einmal die Schwierigkeiten eines Krieges, das sind die Transportschwierigkeiten, die wir heute notgedungen hinnehmen müssen. Da kannst du nicht kommen und sagen: „Ja, das ist eure Schuld! Warum Transportschwierigkeiten? Daran hättet ihr denken müssen. Solche Schwierigkeiten müßt ihr beseitigen. Dazu seid ihr da." Nein, lieber Volksgenosse: Stärker als der Mensch ist die Natur. Ich kann den Kampf gegen Menschen aufnehmen, aber ich kann den Kampf dort nicht gegen die Natur aufnehmen, wo mir die Mittel dazu fehlen. Eis, Schnee und Kälte sind eine höhere Macht. Aber daß alles geschieht, die Schwierigkeiten zu beheben, das kann und darf ich mit gutem Gewissen euch nicht nur versprechen, sondern ich darf auch behaupten, daß es geschehen ist.

Je entschlossener, desto größer der Sieg

Also, Volksgenossen, ich bitte euch: Ihr müßt hier Geduld haben und müßt diese Schwierigkeiten auf euch nehmen als einen Beitrag zu all dem Großen und Schweren, was heute das ganze Volk und jeder einzelne, insonderheit aber unsere tapferen Soldaten erfahren müssen. Ohne dieses Ertragen von Mühen wird kein Sieg errungen. Es ist jetzt Krieg, und das bedeutet, daß man nun einmal Schweres auf sich nehmen muß. Um so größer wird der Sieg sein, je entschlossener wir sind, vor keinen Schwierigkeiten zu kapitulieren.

Alles, was überhaupt menschenmöglich ist, gegen die Gewalt der Natur zu tun, wird geschehen.

Der Feldmarschall schloß seine Rede mit einer Verpflichtung, die jeder Bauer und Landwirt, jede Landfrau und jeder Landarbeiter freudig aufnehmen wird: „So geht nun an die Arbeit, sobald der Frost aufgehört hat. Vergeßt niemals, daß von der Sorgfalt und dem Umfang der Frühjahrsbestellung der Ertrag der Herbsternte entscheidend abhängt. **Der deutsche Volksgenosse glaubt an dich und vertraut auf deine Arbeitskraft und dein Verantwortungsbewußtsein.**

Ich gebe die Parole aus für die Erzeugungsschlacht 1940:

Jetzt erst recht!
Unser der Sieg!
Heil unserm Führer!"

Zuversicht und Siegesgewißheit

Stärkster Eindruck der Göring-Rede im neutralen Ausland.

Der Appell des Generalfeldmarschalls Göring an das deutsche Landvolk hat auch das befreundete Italien und das neutrale Ausland aufs stärkste beeindruckt. Die italienischen Zeitungen berichten ausführlich über die Rede und betonen dabei, daß Deutschland weder wirtschaftlich noch militärisch geschlagen werden kann.

Diese Ansprache so schreiben die italienischen Blätter, in der der Generalfeldmarschall klar und offen die Härten aufgezeigt habe, die das deutsche Volk im Kriege und in diesem schweren Winter ertragen müsse sei von Zuversicht und Siegesgewißheit getragen gewesen. Die Darlegungen Görings über die Erfolge der deutschen Gegenblockade, die schweren Verluste der britischen Seemacht und die Möglichkeit einer weiteren Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion seien überzeugend.

Auch die ungarischen Zeitungen sprechen davon, daß jedes Wort Hermann Görings von Selbstbewußtsein und Vertrauen getragen war. Beachtung wird auch der Feststellung geschenkt, daß das englische Volk heute pro Kopf weniger Butter erhält als das deutsche. Das sei vielleicht eine der interessantesten Erscheinungen des bisherigen Krieges, deren Wirkung länger dauern könne als der Krieg selbst. Mehrfach wird auch die Erfolglosigkeit der englischen Blockademaßnahmen unterstrichen. Der „Magyarsag" widmete der Ansprache Görings seine ersten Seiten und veröffentlichte sie unter der Ueberschrift: „Göring: Der Sieg ist unser — Deutschland kann man weder wirtschaftlich noch militärisch besiegen — Die deutschen Getreidevorräte liegen in den Speichern, die der Engländer aber — auf dem Meeresgrund."

Die schwedischen Zeitungen stellen an Hand der Ausführungen Görings fest, daß in diesem Kriege niemand in Deutschland zu hungern braucht.

„Wirtschaftlich und militärisch unbesiegbar"

Die gesamte japanische Presse bringt größere Auszüge aus der Rede des Feldmarschalls Göring und verwendet Ueberschriften wie „Deutschlands Ernährung sichergestellt" oder „Göring enthüllt die Schwäche der englischen Blockade". Alle spanischen Zeitungen bringen die Göring-Rede, zum Teil mit dem Bild des Generalfeldmarschalls, unter Hervorhebung der Worte über die wirtschaftliche und militärische Unbesiegbarkeit Deutschlands. Die portugiesische Presse gibt die Rede Görings in größerer Aufmachung wieder, wobei das Regierungsblatt „Diario da Manha" den vollständigen Text veröffentlicht und in einer Schlagzeile Deutschlands riesige Reserven hervorhebt. „O Seculo" bringt die Rede unter der Ueberschrift: „Deutschland ist wirtschaftlich unbesiegbar". Auch in der gesamten Athener Presse erscheint die Rede mit Ueberschriften wie „Deutschland militärisch und wirtschaftlich unverwundbar", „Schwäche der englischen Blockade" usw. — Die bulgarischen Blätter bringen die Rede Görings über die Wirtschaftslage Deutschlands durchweg an hervorragenden Plätzen. Sie unterstreichen in Ueberschriften und Schlagzeilen besonders, daß Deutschland in seinem Wirtschaftskampf unverletzbar sei.

Die estländische Presse bringt Auszüge aus der Göring-Rede, wobei allgemein hervorgehoben wird, daß die Frühjahrsbestellung durch ausreichende Arbeitskräfte gesichert sei.

Wie die Plutokratien die Kolonien ausbeuten

Die Malaien müssen eine Million Pfund für Englands Krieg aufbringen.

Einen neuen Beweis für die Ausbeutung der englischen Kolonien durch England liefert der englische Nachrichtendienst. Er erzählt, daß die vier Sultane der malaiischen Staaten ein Beispiel der „Empire-Treue" geliefert hätten, indem sie sich bereit erklärten, eine Million Pfund für den englischen Krieg zur Verfügung zu stellen. Die Stiftung ist in Form eines Antrages im föderativen Parlament der malaiischen Staaten erfolgt, der am Dienstag angenommen werden soll. Dabei hebt man in London hervor, daß diese Summe ein Drittel der Zinnzölle ausmache, die die malaiischen Staaten im Jahr einnehmen. Bereits 1914 hätten diese Staaten England das Schlachtschiff „Malaia" geschenkt. Später steuerten sie zwei Millionen Pfund für den Ausbau von Singapur bei und 1937 stifteten sie über 400 000 Pfund für den Ankauf von Flugzeugen.

Auf diese Weise wird das Zinn- und Gummimonopol, über das die malaiischen Staaten verfügen, ausgebeutet, um den englischen Krieg zu finanzieren, denn in den malaiischen Staaten verdienen die englischen Geldsäcke riesenhafte Summen, während die Malaien als Sklaven für England arbeiten müssen.

Indien einig im Freiheitskampf

Gandhis Kandidat mit großer Mehrheit gewählt.

Bei den Präsidentschaftswahlen im Indischen Nationalkongreß hat, wie aus Neu Delhi gemeldet wird, Mulana Abucha Asad mit 1600 Stimmen Mehrheit gesiegt. Mulana Abucha Asad war, wie London zugeben muß, der Kandidat Gandhis. In London ist man unangenehm überrascht darüber, daß er auch die Stimmen des linken Flügels des Nationalkongresses erhalten hat, der lange der Politik Gandhis Widerstand entgegensetzte. Unter dem Eindruck der gegenwärtig entscheidenden Vorgänge in Indien ist also im Nationalkongreß eine absolute Einigkeit erzielt worden.

„Nieder mit England!"

Englandfeindlicher Zwischenfall in Belgrad.

Das Tagesgespräch Belgrads bildet ein Zwischenfall, den der Reuter-Vertreter in Belgrad, Peter Brown, heraufbeschwor, als er nicht nur uneingeladen auf der Jahresfeier der serbischen Freikorpskämpfer in der Zwetkokofana erschien, sondern auch in einer Ansprache die Grüße des bekannten Secret-Service-Agenten Captain Burr überbringen wollte, der schon seit langem im Gewande eines „alten Kameraden von der Saloniki-Front" die jugoslawischen Freiheitskämpfer mit seiner destruktiven Tätigkeit belästigt und zu kompromittieren versucht. Kaum hatte Brown jedoch zu reden begonnen, als „Nieder mit England!" gerufen wurde. Diese Rufe wiederholten sich und verstärkten sich immer mehr, so daß der britische Rattenfänger schleunigst seinen Redeschwall abbrach und es vorzog, zu verschwinden. Hohe jugoslawische Militärs waren Zeugen dieser eindeutigen Volkskundgebung.

Die englandunfreundliche Stimmung in den Kreisen der serbischen Freikorpskämpfer geht auf verschiedene Umstände zurück. Zunächst haben sie nicht vergessen, daß England mehrere Jahre lang das Königshaus Karadjordjewitsch nach seiner Rückkehr auf den Belgrader Thron im Jahre 1903 nicht anerkannte und den Posten eines Gesandten unbesetzt ließ. Zum anderen haben es die Serben im Weltkrieg mehrmals erlebt, daß ihnen von den Engländern immer wieder Hilfe versprochen, aber nur zögernd und dann in völlig unzureichendem Maße gewährt wurde, sich aber dann nach Kriegsende vor allem im jugoslawischen Verkehrswesen wie in einem Kolonialland breit machten. Schließlich spricht man es in diesen Kreisen ganz offen aus, daß England seine Verpflichtungen nur so lange zu halten pflegt, als dies in seinem eigenen Interesse liegt und rücksichtslos jeden Verbündeten dann im Stich lasse.

Höhepunkt der Brutalität

Churchill verweigert Unterstützung an Frauen gefangener englischer U-Boot-Männer.

Von der asozialen Gesinnung der englischen Plutokratie zeugt erneut das unmenschliche Verhalten Churchills gegenüber den Familien der englischen in Deutschland gefangenen U-Boot-Besatzungen. Durch gemeinschaftliche Bemühungen des Roten Kreuzes und Deutschlands erhielten die Frauen der gefangenen Besatzungen der britischen U-Boote „Starfish" und „Undine" Postkarten und Briefe als Lebenszeichen ihrer Männer. Außerdem teilte der Hamburger Sender amtlich die genauen Namen, Wohnorte, Dienstbezeichnungen usw. mit.

Nunmehr, Wochen nachdem die Familien wenigstens die Gewißheit hatten, daß ihre Ernährer in Sicherheit, wenn auch in Gefangenschaft sind, läßt Churchill — wie der „Daily Mirror" berichtet — ihnen durch die Admiralität auf Postkarten mitteilen: „Der U-Boot-Mann Soundso ist vermißt, wahrscheinlich tot. Dreizehn Wochen nach Erhalt dieser Mitteilung werden die Unterstützungszahlungen eingestellt."

Als die äußerst entsetzten Frauen sich daraufhin an die Admiralität wandten, erhielten sie die Auskunft, die Admiralität könne die Mitteilung des deutschen Senders auf Anordnung des Ersten Lords nicht als amtlich anerkennen. Veranlassung hierzu sei erst gegeben, wenn das Rote Kreuz auf dem üblichen Wege die deutschen Mitteilungen als zutreffend erklärt habe.

Diese Auskunft veranlaßte einen mitleidigen Menschen, drei Frauen, die Postkarten oder Briefe von der Hand ihrer Männer aus Deutschland besaßen, auf seine Kosten zu einem Notar zu schicken. Dieser ermittelte durch Schriftvergleiche die Echtheit der Karten und machte die Admiralität darauf aufmerksam, daß sie nach den von ihr selbst gegebenen Anordnungen den Frauen von Gefangenen die volle Unterstützung mit allen Sonderleistungen weiterzahlen müsse.

Als Churchill erkannte, daß er in die Enge getrieben war, ließ er sofort eine Sonderverfügung herausgehen, daß Frauen von Kriegsgefangenen ein Drittel der Unterstützung abzuziehen ist, und zwar mit sofortiger Wirkung. Diese Brutalität wurde gegen die drei Frauen, die das Vorhandensein ihrer Männer notariell nachgewiesen hatten, sofort durchgeführt und bei den anderen bis zum Eingehen der Benachrichtigungen des Roten Kreuzes vertagt.

„England ist verantwortlich"

Amerikanische Kritik an den britischen Seeräubermethoden.

Im Washingtoner Kongreß wurde an der Ausplünderung der amerikanischen Luftpost durch die britischen Behörden auf den Bermudainseln scharfe Kritik geübt. Der demokratische Senator Clark verlangte gesetzgeberische Maßnahmen, um amerikanische Postflugzeuge zu verhindern, weiterhin den britischen Kontrollhafen Bermuda anzufliegen. Senator Reynolds schlug vor, daß die amerikanischen Postflugzeuge unter Uebergehung der Bermudainseln ihre Transatlantikflüge nach Europa von Wilmington (Nordkarolina) aus über die Azoren durchführen sollten. Reynolds bestritt ferner England das Recht, die amerikanische Post zu durchsuchen und amerikanische Schiffe zur Durchsuchung in die Kriegszone zu verbringen. Er erklärte, falls ein amerikanisches Schiff von den Engländern gezwungen würde, einen Hafen der Kriegszone anzulaufen, und dadurch in Kriegshandlungen verwickelt würde, dann wäre allein England verantwortlich.

Keine gestellten Aufnahmen

Filmberichterstatter bei der kämpfenden Truppe.

In einer der letzten Filmwochenschauen wurden Bilder von einem deutschen Spähtruppunternehmen im Dorfe Spichern gezeigt. Im Publikum ist nun vielfach die Meinung entstanden, daß es sich hierbei um eine gestellte Aufnahme oder um eine Uebung gehandelt hätte. **Demgegenüber ist festzustellen: Der Bildstreifen zeigt ein Unternehmen der kämpfenden Truppe, bei dem die Filmberichterstatter einer Propagandakompanie genau so wie ihre Kameraden der kämpfenden Truppe ihr Leben einsetzten.**

Aus Brockau und Umgegend.

Brockau, den 17. Februar 1940.

Wer uns seine Meinung geigen will, der muß ein Künstler sein auf seinem Instrument.
(W. Johannes Hofmann.)

18. Februar.

1546: Martin Luther in Eisleben gest. (geb. 1483). — 1915: Die Gewässer rings um Großbritannien und Irland werden Kriegsgebiet.

Sonne: A. 7.13, U. 17.16; Mond: U. 3.00, A. 11.52 Uhr.

Dem Kühnen glückt's besser als dem Nichtkühnen, seinen Mann zu stehen im Streit. (Edda, Fafnismal.)

19. Februar.

1473: Der Astronom Nikolaus Kopernikus in Thorn geb. (gest. 1543. — 1865: Der Forschungsreisende Sven von Hedin in Stockholm geb.

Sonne: A. 7.11, U. 17.18; Mond: U. 3.54, A. 12.49 Uhr.

Nur die Bauernhaftigkeit im germanischen Sinne kann und wird Wurzel einer gesunden Erneuerung des deutschen Volkes sein.
(R. Walther Darré.)

20. Februar.

1810: Die Tiroler Freiheitskämpfer Andreas Hofer (in Mantua) und Peter Mayr (in Bozen) standrechtlich erschossen (beide geb. 1767)

Sonne: A. 7.09, U. 17.20; Mond: U. 4.43, A.: 13.57 Uhr.

An unsere geschätzten Leser!

Die Verkehrsschwierigkeiten dieses Winters machen es allen Zeitungsverlagen zur Pflicht, Rücksicht auf die notwendige Kohlen- und Lebensmittelversorgung der Bevölkerung zu nehmen. Der Abtransport von Papier unterliegt daher vorübergehend unvermeidlichen Beschränkungen und Verzögerungen. Wir bitten unsere Leser, diesen Umständen, mit denen alle Zeitungen zu rechnen haben, Verständnis entgegenzubringen. Wir werden bemüht sein, sie schnellstens zu überwinden.

Triumph über den Eigennutz!

Es ist immer so, daß Wohltaten, deren wir schon lange teilhaftig werden, uns gar nicht mehr voll zum Bewußtsein kommen. Wenn wir uns zu unserer Mahlzeit hinsetzen, ist es für uns eine Selbstverständlichkeit, daß an all den Nahrungsmitteln, die wir zu uns nehmen, nichts auszusetzen ist. Wir denken dabei nicht daran, daß die Gesundheitspolizei hierbei eine wichtige Aufgabe erfüllt, die von der Herstellung an bis zum Vertrieb alle Nahrungsmittel kontrolliert und dafür sorgt, daß ihre Zubereitung und Lagerung den hygienischen und gesundheitlichen Ansprüchen vollauf genügt. Wenn wir im Theater sitzen und uns an den Darbietungen deutscher Künstler erfreuen, denken wir auch nicht daran, daß die Baupolizei zusammen mit der Feuerlöschpolizei alle Vorkehrungen getroffen hat, daß nach menschlichem Ermessen die Zuschauer in jedem Theater vollkommen Schutz genießen, auch wenn einmal irgendein Unglücksfall oder eine Feuersbrunst eintreten sollte.

Die Polizei ist überall am Werke und überall im Dienst für die Volksgemeinschaft tätig. Sie ist nicht nur dazu da, den kriminellen Verbrecher dingfest zu machen, sondern sie wacht darüber, daß in all unseren gegenseitigen Beziehungen das Gesetz der Volksgemeinschaft: Gemeinnutz geht vor Eigennutz! eingehalten wird. Wenn die Polizei so Tag für Tag für das deutsche Volk ihren Dienst erfüllt, so ist es nicht weiter verwunderlich, daß im Rahmen des Kriegswinterhilfswerkes der Tag der Deutschen Polizei zugleich auch zu einem besonderen Ehrentag wird. Wir danken den Dienern an der Volksgemeinschaft dadurch am besten, daß wir ihre Tätigkeit durch doppelte Spenden anerkennen, und daß wir uns mit größter Freude mit all den verschiedenen Polizeiabzeichen schmücken, die an diesem Tage ausgegeben werden. Der Tag der Polizei soll zu einem allgemeinen Triumph über den menschlichen Eigennutz werden und beweisen, daß es in unserer Opferfreude für die Volksgemeinschaft keine Grenzen gibt.

Vorschriften über den Arbeitseinsatz

Genaue Beachtung unbedingt erforderlich

Der Krieg hat eine besonders straffe Lenkung des Arbeitseinsatzes mit sich gebracht. Dieser Notwendigkeit müssen sich Betriebsführer und Gefolgschaftsmitglieder zum Wohle der Gesamtheit fügen. Obwohl diese Vorschriften, insbesondere die Verordnung über die Beschränkung des Arbeitsplatzwechsels vom 1. September 1939, schon seit längerer Zeit in Kraft getreten sind und als bekannt vorausgesetzt werden müssen, werden immer wieder Zuwiderhandlungen gegen sie festgestellt, sei es, daß ohne Zustimmung des Arbeitsamtes Gefolgschaftsmitglieder eingestellt werden, sei es, daß Gefolgschaftsmitglieder unbefugt ihren Arbeitsplatz verlassen oder ihren Verpflichtungen aus dem Arbeitsvertrag nicht nachkommen. Diese Verstöße sind größtenteils unbedacht, vielfach jedoch auch bewußt erfolgt.

In allen Fällen, die zur Kenntnis des Arbeitsamtes oder des Reichstreuhänders der Arbeit gelangen, erfolgt eine Untersuchung und wird, wenn notwendig, Strafantrag gestellt. Von den Gerichten sind daraufhin, je nach der Schwere des Falles, Gefängnisstrafen bis zu zwölf Monaten ausgesprochen worden. Es besteht nach den bisherigen Erfahrungen Anlaß, nochmals auf die genaue Beachtung der Vorschriften für den Arbeitseinsatz hinzuweisen und allen, die es angeht, dringend nahezulegen, ihre Pflichten aus dem Beschäftigungsverhältnis getreulich zu erfüllen. In Zukunft kann sich niemand mehr damit entschuldigen, daß er die Bestimmungen nicht gekannt habe und sich einer strafbaren Handlung nicht bewußt gewesen sei.

Wehrmacht-Tarnscheinwerfer für Kraftfahrzeuge

Kraftfahrzeuge müssen spätestens am 1. Oktober 1940 mit dem Wehrmacht-Tarnscheinwerfer ausgerüstet sein. Diese Neuerung war kürzlich durch Verordnung verfügt worden. Ausgenommen von der Ausrüstung mit Wehrmacht-Tarnscheinwerfern sind Kraftfahrzeuge mit einer Höchstgeschwindigkeit von nicht mehr 6 Kilometer je Stunde, ferner selbstfahrende Arbeitsmaschinen mit einer Höchstgeschwindigkeit von nicht mehr als 20 Kilometer je Stunde, elektrisch angetriebene Kraftfahrzeuge und Krankenfahrstühle. In den Ausführungsanweisungen des Reichsverkehrsministers wird bestimmt, daß die Ausrüstung mit Wehrmacht-Tarnscheinwerfern sich zunächst nur auf diejenigen von der Verordnung betroffenen Kraftfahrzeuge zu erstrecken hat, die auf Grund der bestehenden Vorschriften gegenwärtig weiterbenutzt werden dürfen. Andere Kraftfahrzeuge brauchen erst nach weiterer Anordnung mit Wehrmacht-Tarnscheinwerfern ausgerüstet zu werden. Der Wehrmacht-Tarnscheinwerfer ist zusätzlich anzubringen. Die Vorschriften der Verdunkelungsverordnung bleiben hinsichtlich der übrigen Beleuchtungsvorrichtungen unberührt. Durch die Schaltvorschrift der Verordnung soll, wie der Minister feststellt, verhütet werden, daß der Wehrmacht-Tarnscheinwerfer ohne Begrenzungslampen gebrannt wird. Die Verpflichtung zum Führen von Schlußlichtern, Bremslichtern und beleuchteten Kennzeichen bleibt unberührt.

Beilage zu Nr. 21 der „Brockauer Zeitung“
Sonnabend, den 17. Februar 1940.

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin NW 7

10] Nachdruck verboten

Petra selbst überhörte die Entzückungsschreie ihres Begleiters vollkommen. Sie hatte genug mit sich selbst zu tun. So sehr sie einsah, daß Gèrard vollkommen recht hatte, so schwer war es, einfach wieder wegzufahren, gerade jetzt, wo sie Gèrard gesehen und gesprochen hatte.

Aber der Mann schien zu ahnen, was in ihr vorging. Drum wandte er sich an Matthias. Der Junge schien ja gern wieder abzudampfen. „Haben Sie Fräulein Petra hierhergebracht?“

„Ja! Wir sind in meinem Wagen nach Berlin gekommen!“

„Gut!“ Gleichgültig, wer der Junge war. Gèrard hatte es wenigstens gleichgültig zu sein. Und fragen mochte er auch nicht. „Sie wollen also Fräulein Karsten wieder zur Mosel zurückfahren?“

„Selbstverständlich! Gern!“

Hauptsache war, das Mädchen aus der gefährlichen Gegenwart ihres Gèrard herauszureißen. Scheinbar war mit dem Geheimnis im Gehrock auch alles halb so wichtig. Und wenn nicht — jetzt, wo er zu entscheiden hatte, hieß es: weg, nichts wie weg.

In diesem Augenblick kämpfte Petra mit dem Lachen. Sie hatte ihren Humor wiedergefunden. Es war doch zu komisch, wie blöde sich dieser Matthias benahm! Er war ja eifersüchtig! Auf Gèrard!

Die Geschichte mit dem Koffer aus dem „Weißen Rößl“ fiel ihr ein. Wie hatte es da immer wieder geheißen: „Holen wir den Koffer wieder 'runter! Bringen wir den Koffer wieder 'rauf!“

Ich bin doch kein Koffer! mußte sie denken. Und sie nahm es gleichzeitig auch Gèrard ein wenig übel, daß der keinen anderen Ausweg aus allem Durcheinander gefunden hatte, als sie wieder heimzuschicken.

Das verstockte Mädchen legte sich jetzt aufs Lügen. Und sie log sehr gut für ihr Alter. Besonders lieb ärmelte sie Matthias unter. „Nicht wahr, Matthias, wir wollen die Wünsche von Herrn Daehn respektieren und uns so schnell wie möglich aus dem Staube machen!“

Beide Männer nahmen sich nicht Zeit, über Petras rasche Nachgiebigkeit nachzudenken.

Gèrard lobte sie sogar: „So ist's recht!“ Aber dann hatte er schon wieder eine neue Sorge. „Ihr Papa wollte aber mit Ihnen telephonieren. Sie wissen, wegen Italien und so. Jetzt erreicht er Sie nicht zu Hause. Was machen wir denn da?“

Aber Petra hatte sofort einen Ausweg bei der Hand.

„Mein Vater hat doch Telephonverbindung nach seinem Zimmer?“ fragte sie.

Gèrard nickte.

„Dann rufe ich aus einer Fernsprechzelle das Hotel an und lasse mich mit Papa erst mal verbinden. Dann kann ich sehr gut sagen, daß ich von Kirnstein aus spreche. Er wird mir das sicher glauben. Ich lasse mir von ihm die Italiengeschichte noch einmal erzählen, beruhige ihn und er kann unbesorgt abreisen.“

Strahlend setzte sie ihren braunen Filzhut auf die blonden lockigen Haare, schaute beide Männer fröhlich an und fragte: „Seid ihr nun mit mir zufrieden?“

„Ja!“ gab man von beiden Seiten anerkennend zu.

Und dann war es Gèrard doch nicht so ganz recht, daß sich das junge Ding so schnell erhob, sich von Matthias in den Mantel helfen ließ, ihm selbst leicht und ohne Bedauern die Hand hinstreckte und sagte: „Alles Gute Gèrard. Alles, alles Gute!“

Und weg war sie.

Lange schaute der Artist auf die Drehtüre, durch die Petra viel zu schnell mit dem anderen Mann davongegangen war.

Schade! dachte er. Und immer nur: Schade!

Dann ging er hinauf, Walter zu wecken.

Achtes Kapitel

Oben in Walters Hotelzimmer angekommen, löste sich des Artisten ernste Nachdenklichkeit in heiteres Lächeln auf.

Sein Freund schien gerade aufgesprungen zu sein. Er lief in einem wollenen viel zu langen Nachthemd durch den Raum, rieb sich die Augen und versuchte, zur Besinnung zu kommen.

„Ach, Gèrard, du bist es!“ Er gähnte herzhaft.

„Du merkst aber auch alles! Kopfschüttelnd beobachtete er den Freund. „Deine Tochter sollte dir aber wirklich bald mal statt deiner unmöglichen Nachthemden ein paar anständige Pyjamas besorgen. Du siehst aus, wie ein Komiker, von dem man sich erzählt, daß er übertreibe!“

„Gib dir keine Mühe!“ reckte Walter sich, immer noch schläfrig. „Wenn du eine Ahnung hättest, was Petra schon alles versucht hat, um mir meine herrlichen Nachthemden zu verleiden, du würdest kein Wort mehr darüber verschwenden.“

„Aber ...!“ Endlich schien er zu sich gekommen zu sein. Er setzte sich auf's Bett und sah hellwach aus. „Gèrard, ich kriege doch die Unruhe nicht aus den Knochen! Es will mir einfach nicht einleuchten, daß ich per Wohnwagen nach Italien soll und du bleibst mit den Sorgen, die ich dir aufgehalst habe, hier zurück. Und wenn ich an Petra denke, die mit all ihren dunklen Vermutungen an der Mosel sitzt, wird mir schlecht.“

Gèrard aber zeigte sich recht munter. „Na, für deine Unruhe hast du aber einen ganz gesunden Schlaf. Sag mal, wieviel schläfst du eigentlich, wenn du keine Sorgen hast?“

„Unverschämtheit!“ schimpfte Walter. „Die Bummelnacht mit dir und deiner niedlichen Juliette hat mich eben müde gemacht. Bin ein alter Mann!“ tat er wichtig und war doch selig, daß Gèrard nicht daran dachte, ihn wie einen alten Mann zu behandeln. So konnte er weiterschimpfen: „Du hast eine Art, die wichtigen Dinge, weswegen ich nach Berlin gekommen bin, ad acta zu legen, die mir gar nicht gefällt. Solltest mal ernsthaft mit mir reden. Statt dessen führst du mich wie einen Provinzonkel in alle interessanten Lokale. Ist das vielleicht richtig?“

„Gut!“ Gèrard setzte sich entschlossen neben seinen Freund auf die Bettkante.

„Klipp und klar, mein Junge, dir kann nämlich gar nichts passieren. Und zu mir kann im allerschlimmsten Fall ein Erpresser kommen, dem ich gewachsen bin, verlasse dich darauf.

„Stell dich doch nicht so sicher, Gèrard. Es gibt auch noch andere Möglichkeiten!“ widersprach Walter.

„Natürlich!“ Es ist auch möglich, daß der Finder das Kuvert uneröffnet der Kleiderverkäuferin zurückschickt? Oder — daß er die Papiere überhaupt noch nicht gefunden hat.“

Walter saß wie ein Häufchen Elend da und nickte: „Ja. Mehr als vierzehn Tage sind bereits vergangen, und wir beide haben noch nichts gehört. Das ist ja wunderlich. Wer weiß, wo der Gehrock sich herumtreibt!“

„Na, also!“ tröstete der Jüngere rasch. „Uns bleibt also nichts anderes übrig, als zu warten. Aber du kannst deshalb nicht alle Aufträge schießen lassen. Das siehst du doch ein! Wenn sich der Finder nun, sagen wir mal, erst in einem Jahr melden würde! Solange kannst du doch nicht hier in Berlin herumsitzen, nicht wahr?“

Der Schriftsteller nickte langsam.

„Und was nützt uns alle uferlose Herumraterei!“ Nichts nützt das. Also wirst du nach Italien fahren, und ich werde weiter arbeiten auf meine Art. Und wir werden uns bemühen, einfach in Ruhe abzuwarten, ob etwas geschieht oder nicht.“

Aber jetzt wurde Gèrard heftig am Arm ergriffen. „Bitte, bitte stell dir vor!“

„Was denn?“ wollte der Artist wissen.

„Stell dir vor, der Finder schickt die Papiere an mich. Und Petra findet die Sachen! Und ich bin nicht dabei, ihr alles zu erklären!“

Das war allerdings auch eine Möglichkeit! Das wollte Gèrard auch nicht. „Steht denn in den Papieren deine jetzige Adresse?“ Wenn ich nicht irre, schrieb ich dir damals immer noch nach Konstanz.

„Ja, ja!“ stotterte der Mann und danach „nein, nein!“ Aber er sah so froh dabei aus, daß Gèrard ihn verstand.

„Also man kommt so ohne weiteres nicht dahinter, wo du jetzt wohnst?“

„Nein!“ strahlte Walter ihn an. „Nein!“

Woraufhin Gèrard dem Freund einen Stups gegen die Brust gab und schimpfte: „Warum denkst du dir denn Dinge aus, die kaum passieren können!“

Beinahe wäre jetzt eine Boxerei entstanden, aber Gèrard floh aus dem Bereich von Walters kräftigen Fäusten, setzte sich auf den Hocker am Fenster und versuchte, die Dinge weiter klarzustellen. „Du wirst mir aber bitte die Adresse des Koblenzer Geschäftes geben. Ich schreibe dahin und bitte, irgendwelche Anfragen oder Sendungen wegen des Gehrockes an mich weiterzuleiten. Dann kann deine Tochter nichts erfahren.“

„Das ist gut!“ Walter hatte sich gewichtig erhoben und wirkte so komisch, wie er im Nachthemd etwas theatralisch zum Schreibtisch ging, daß Gèrard grinste, trotz der Sorgen, die er seinem alten Freund verschwiegen hatte.

Etwas hatte er nicht gesagt. Der Finder konnte auch die Papiere zur Polizei bringen, oder schon gebracht haben. Er mußte also jede Sekunde darauf gefaßt sein, verhaftet zu werden.

Trotzdem strengte er sich an, den Zettel mit Frau Buschs Adresse mit einem Lächeln entgegen zu nehmen.

Walter deutete das Lächeln falsch und bezog es auf sein Nachthemd. Darum ging er leise schimpfend ins Badezimmer.

Gèrard ging hinter ihm her und brachte komischerweise, was Walter im Augenblick gar nicht auffiel, das Telephon mit.

Immerhin war es dem Artisten gelungen, den Freund vollkommen zu beruhigen. Dessen weltfremde Art löste ungewollt bei allen starken Menschen Beschützerinstinkte aus. Jeder, der ihn gern hatte, mußte sich um ihn kümmern, ihn bemuttern.

Warum rief denn nur Petra nicht an?

Gèrard schaute auf die Uhr, stellte erschrocken fest, daß es höchste Zeit war, zur Nachmittagsvorstellung zu gehen.

Und trotzdem wartete er noch. Eigentlich war er doch hierhergekommen, um zu erfahren, wie sie die Sache drehte. Viel zu rasch hatte sie seinen Wunsch, abzureisen, erfüllt.

Und das Telephon wollte immer noch nicht klingeln.

Er setzte sich auf die Badewanne, warf dem Freund einen nassen Schwamm auf den Kopf, es sollte sich gerade eine höchst kindische Plantscherei entwickeln, da schrillte der Apparat endlich.

Und ehe Walter sich vorsichtig die Finger abgetrocknet hatte, damit er nicht elektrisiert werden konnte, hatte Gèrard nach dem Hörer gegriffen. „Hier bei Karsten!“ Er lächelte. „Wie, Sie wollen Herrn Karsten selbst sprechen? Wer ist denn dort?“ Wie großartig er den Erstaunten spielte.

Er sagte zu Walter, der etwas dümmlich in der Badewanne saß: „Deine Tochter. Sie spricht aus Kirnstein, sagt sie!“

Und schon wurde ihm der Hörer aus der Hand gerissen.

„Petra! Was machst du denn für Sachen? Seit wann bist du so verschwenderisch mit Ferngesprächen?“

„Aber Papa, ich muß doch wissen, wie es dir geht?“

Gespannt betrachtete Gèrard das Gesicht seines Freundes.

Der beichtete nun die ganze Geschichte, die Petra schon längst kannte. Und das Mädchen stellte sich einige Straßen weiter sehr geschickt im Zuhören und Fragen und Antworten an.

Als sie dann sogar mit munterer heller Stimme rief: „Aber selbstverständlich nimmst du das Angebot an“, da hätte er am liebsten vor Freude mit den Beinen gestrampelt.

Während Gèrard sich fragen mußte: Tut sie das alles nun, weil ich es gewünscht habe, oder weil sie ihren Vater sehr gern hat?

Petra mußte nun noch etwas Wichtiges wissen: „Wann soll denn die Reise losgehen?“

„Morgen schon!“ rief der Vater sehr laut, damit sie es in Kirnstein auch hören könne. „Ich soll mich bis heute sechs Uhr entscheiden. Morgen früh um neun Uhr geht die Reise los. Schade, daß du nicht hier bist! Wir werden bei der Abfahrt geknipst.“

„Wirklich schade, daß ich nicht da bin!“ rief Petra und trieb ihren Scherz noch weiter. „Papa, das Ferngespräch wird entsetzlich teuer. Ich muß Schluß machen. Schreib mir viel und sofort. Und vor allem, wann du wiederkommst, damit ich dir bis Koblenz entgegenfahren kann.“

Und der Vater verabschiedete sich noch von seiner Tochter, als die längst ein wirkliches Ferngespräch angemeldet hatte. Und zwar nach Kirnstein an der Mosel.

Glückselig war Walter Karsten hochgesprungen, so daß die Tropfen flogen.

Gèrard floh bis zur Türe und rief: „Ich muß zur Vorstellung. Wenn du nichts Besseres zu tun hast, komm in unsere Kneipe. Wir essen dann zusammen. Und verabreden, wohin wir dich heute abend mitnehmen!“

„Natürlich habe ich nichts Besseres vor!“

Dann eilte der Artist davon.

Eine halbe Stunde später hatte Walter der Redaktion Bescheid gegeben, daß man mit ihm rechnen könne, dann machte er sich auf den Weg, noch einige wichtige Sachen für die Reise zu besorgen.

*

Matthias Straehler hatte bei Kranzler gesessen und lange auf Petra warten müssen. Es stand schlimm mit dem Jungen. Statt sich umzuschauen, die schönen und eleganten Frauen zu betrachten, statt mit einem einzigen Blick durchs Fenster festzustellen, daß er sich in einer der belebtesten Straßen Berlins befand, statt sich darüber zu freuen — hatte er sich eine Zeitung gekauft, von der er nur gespannt wegsah, wenn er glaubte, Petra komme zurück.

Jetzt endlich kam sie. „So, das wäre erledigt!“ atmete sie auf und schien sich für längere Zeit hier niederlassen zu wollen, setzte den Hut ab, zog den Mantel aus und studierte angelegentlich die Speisekarte. „Berlin!“ sagte sie einmal schwärmerisch — dann suchte sie weiter.

„Und wann fahren wir zurück?“ Der Junge hatte ein unheimliches Gefühl, wußte aber selbst noch nicht, wieso und warum.

Auf seine Frage schaute Petra einmal sehr erstaunt auf. „Wie meinen Sie?“

„Ich meine, wann wir nach Kirnstein zurückfahren?“ drängte er.

Aber da winkte sie königlich einem hübschen Serviermädchen, bestellte, lehnte sich, als wolle sie nie mehr aufstehen, in den Sessel zurück und sagte nebenbei: „Ich fahre vorläufig nicht nach Kirnstein!“ Und dann schaute sie durch die Fensterscheiben auf das Treiben des Kurfürstendamms, als gebe es im Augenblick nichts Wichtigeres zu tun.

Stotternd wiederholte Matthias: „Wie sagten Sie?“ Sie fahren vorläufig nicht?“

„Ganz richtig!“ lächelte Petra liebenswürdig. „Ich habe nämlich auch mit Maxl Spinner gesprochen. Der erledigt bei uns in Kirnstein die Post. Maxl wird mir alle Sachen, die für uns ankommen, zur Pension Thomas, wo ich mit Papa immer wohne, wenn wir in Berlin sind, nachschicken.“

„Das ist doch ...!“ Entgeistert schaute er sie an.

Aber er kam nicht weiter. Erstens wurde für Petra das bestellte Essen gebracht und zweitens bekam er in sehr freundlicher und überlegener Weise seine Aufklärung.

„Ich glaube nämlich, Gèrard und Papa haben mich belogen. Diese schnelle Abreise nach Italien kommt mir sehr mysteriös vor. Weghaben wollen sie mich. Und Gèrard nehme ich übel, daß er an meine Anständigkeit appelliert hat, um mich rumzukriegen.“

(Fortsetzung folgt)

Randbemerkungen

Großzügige Altersversorgung

Zur weiteren Verwirklichung des nationalsozialistischen Parteiprogramms hat der Führer dem Reichsorganisationsleiter der NSDAP., Dr Robert Ley, den Auftrag erteilt, die Grundlagen und Bedingungen der Durchführung einer umfassenden und großzügigen Altersversorgung des deutschen Volkes zu prüfen, zu klären und die sich daraus ergebenden Vorschläge unverzüglich auszuarbeiten. Das neue Gesetzgebungswerk dessen Inangriffnahme durch den Führer befohlen worden ist, soll für alle Zeit unser Volk an den gemeinsamen Kampf von Front und Heimat um die Freiheit und Unabhängigkeit Großdeutschlands erinnern Auch im Krieg ist Deutschland also sozialpolitisch aktiv Einer nationalsozialistischen Staatsführung ist das Volk die wichtigste Kraftquelle des Staates Eine nationalsozialistische Staatsführung wird daher ununterbrochen bemüht sein, das Volk in seiner Kraft zu erhalten und zu festigen. Dazu trägt insbesondere auch die Sicherung eines ruhigen Lebensabends für jeden Volksgenossen bei was eben nicht nur dem Alter zugute kommt, sondern der ganzen Nation weil sie dem schaffenden Menschen einen weiteren Teil der Sorgen abnimmt und so seine Hände frei macht für die schöpferische Arbeit. Gemeinsam führen Front und Heimat den Kampf gegen den Vernichtungswillen der plutokratischen Mächte Wie der Soldat den Willen der Kriegshetzer mit der Waffe bricht, so setzt die Heimat sich durch ihre Arbeit und vor allem durch jede Steigerung der Produktion für Deutschland ein. Mitten in den Stürmen des Krieges – und auch das ist ein Zeichen gesunden Selbstvertrauens – bekennen wir uns erneut zu dem sozialen Gedanken und zum sozialen Staat, dessen weiterer Ausbau gerade durch den Sieg Deutschlands über die unsozialen plutokratischen Mächte gewährleistet ist.

Jetzt erst recht!

Die Ansprache des Generalfeldmarschalls Göring an das deutsche Landvolk hat das Ohr der gesamten Nation gefunden. Und das schon aus dem Grunde, als Hermann Göring in aller Offenheit auch Probleme wie die Transportschwierigkeiten und die Kohlenfrage behandelt hat. Auch auf diesem Gebiet ist alles, was menschlicher Kraft möglich ist, getan worden, wie die Männer der nationalsozialistischen Regierung überhaupt ihre Aufgabe darin erblicken, Schwierigkeiten wo immer solche auftauchen, zu beseitigen. Stärker als der Mensch ist allerdings die Natur. Darum bedarf es in einem Kampf gegen Naturgewalten — und wie stark hat die Natur in diesem Winter in allen Ländern der Menschheit ihre Macht gezeigt! — der Geduld. Man vergesse nicht, daß die Schwierigkeiten in den neutralen Ländern, obwohl man dort nur gegen den Winter anzukämpfen braucht und nicht gleichzeitig gegen eine wahnwitzige Zerstörungswut plutokratischer Kriegshetzer, vielfach noch größer sind. Kriegszeiten sind nun einmal ernste Zeiten, die Opfer erheischen und mancherlei Verzichte erfordern Je entschlossener wir jedoch diesen Krieg führen, desto größer wird auch der Sieg sein, desto besser wird sich die Zukunft unseres Volkes gestalten Herzlich war der Dank, den der Generalfeldmarschall dem deutschen Landvolk und vor allem der deutschen Landfrau ausgesprochen hat Ganz auf sich allein angewiesen, hat in diesem Krieg manch eine Bauersfrau Haushalt und Stall aufs beste versorgt und so in einer harten Arbeit noch Zusätzliches geleistet. Klar über die Verpflichtung der Landwirtschaft gegenüber der Nation hat der Führer sogleich nach der Machtübernahme alles getan, um dem deutschen Landvolk wieder eine feste Grundlage zu verschaffen Diese Verpflichtung gegenüber der Nation hat im Kriege an Bedeutung noch gewonnen Jede Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion ist ein Sieg im Kampf gegen die englischen Blockadepläne. Darum hat der Generalfeldmarschall für die Erzeugungsschlacht im Kriegsjahr 1940 die Parole ausgegeben: „Jetzt erst recht!" „Jeder Hektar muß ausgenutzt werden!" „Alles ist auf Höchsterträge einzustellen" Wie aber die deutsche Landwirtschaft im Bewußtsein ihrer Verpflichtung diese Parole in die Tat umsetzen wird, so muß auch die Stadtbevölkerung sich ihrer Verpflichtung der Landwirtschaft gegenüber bewußt sein.

Freche Hetze um die „Burgerdijk"

Am Westausgang des englischen Kanals, in der Nähe der Scilly Inseln, ist vor einigen Tagen der holländische Dampfer „Burgerdijk" von einem deutschen Unterseeboot angehalten und nach einer prisenrechtlichen Untersuchung versenkt worden Die Passagiere und die Mannschaften des Dampfers konnten dank der von dem deutschen Kommandanten getroffenen Sicherheitsmaßnahmen sämtlich gerettet werden Trotzdem versucht jetzt die britische Propaganda, auch die Versenkung dieses Dampfers zur Hetze gegen Deutschland auszunutzen So wird behauptet, daß die Versenkung, die den Engländern weil sie ganz in der Nähe der britischen Küste erfolgt ist, höchst unangenehm ist, „ohne ausreichenden Grund" erfolgt sei. Die Schiffspapiere, so schreit London in die Welt, seien dem deutschen Kommandanten völlig gleichgültig gewesen, habe er sie doch nicht einmal eingesehen. Wahrheit ist dagegen, daß der deutsche U Boot Kommandant die Papiere nicht nur genau durchgesehen, sondern sie sogar an Bord behalten hat Uebrigens hat der Erste Offizier der „Burgerdijk" der die Schiffspapiere dem deutschen Unterseeboot überbrachte, ausdrücklich festgestellt, daß der deutsche Kommandant sich in jeder Weise tadellos benommen hat. Unklarheiten bot dagegen das Verhalten des holländischen Kapitäns, der, worauf auch von holländischen Zeitungen verwiesen wird, Kursänderungen vornahm, ja schließlich einen Zickzackkurs gesteuert hat. Wieder hat England also in frechster Weise gelogen und tapfere Männer, deren Verhalten als durchaus korrekt Anerkennung gefunden hat, aufs niederträchtigste verleumdet.

Von gestern bis heute

Tschechische Arbeiter wollen nicht für Frankreich sterben. Die französische Polizei hat 27 Tschechen verhaftet, die in Rüstungsfabriken beschäftigt waren und eine, wie es heißt, „für Frankreich gefährliche Aktivität" entwickelt haben sollen. Unter anderem hätten sich diese Ausländer geweigert, in die in Frankreich gebildete tschechische Legion einzutreten. (!)

Vierter englischer Spion in Schweden verhaftet. In der sensationellen Spionageaffäre, bei der drei für England arbeitende Spione verhaftet wurden, ist jetzt noch eine vierte Person festgenommen worden, und zwar in Helsingborg. Es scheint festzustehen, daß die Spionageorganisation sich über das ganze Land ausdehnte und in allen großen Hafenstädten Verzweigungen hatte.

Allerlei Neuigkeiten

Ueber 1100mal Trauzeuge. In Wandsbek ist im Alter von 83 Jahren der Gastwirt August Goede gestorben, dessen Lokal gegenüber dem ehemaligen Wandsbeker Rathaus liegt, in dem sich früher das Standesamt befand Bei den Trauungen kam es oft vor, daß einer der Trauzeugen fehlte. Dann schickte der Standesbeamte zu August Goede hinüber, der stets gern aushalf, um einem jungen Paar zu seinem Glück zu verhelfen. Auf diese Weise ist August Goede nicht weniger als über 1100 mal Trauzeuge gewesen.

Alpini-Abteilung von Lawine verschüttet. Beim Uebergang von der Migliorero-Schutzhütte in den Alpen von Cunes nach dem Oberen Stura-Tal wurde eine Maschinengewehrabteilung eines italienischen Alpini-Regiments von einer großen Lawine verschüttet. Ein Offizier und zwei Soldaten wurden getötet, zwölf weitere Soldaten erlitten Verletzungen verschiedenen Grades.

Ueber 60 Kälteopfer in USA.

In vielen Gegenden Verkehr völlig lahmgelegt.

Die ungewöhnlich schweren, zeitweise mit 80 Meilen in der Stunde rasenden Schneestürme, die im Zuge des außerordentlich harten Winters, der ganz Europa und Deutschland betroffen hat, zwei Tage lang im ganzen Nordosten der Vereinigten Staaten von Maine bis Ohio wüteten, forderten bisher über 60 Todesopfer, davon 15 allein in der Stadt New York. In einzelnen Staaten wurden Hunderte verletzt. Obwohl sich der Sturm nunmehr austobte, ist jeder Verkehr in vielen Gegenden, namentlich von Neuengland, infolge riesiger Schneewehen noch völlig lahmgelegt.

Das Urteil im Phönix-Prozeß

Jüdisches Verbrechertum im ehemaligen „Ständestaat" Oesterreich.

Der Prozeß gegen die beiden ehemaligen leitenden Funktionäre der durch die betrügerischen Manipulationen ihres Direktors, des Juden Berliner, zusammengebrochenen Lebensversicherungsgesellschaft „Phönix", Bretschneider und Hanu, ist beendet. Die Verhandlung enthüllte Einzelheiten des verbrecherischen Zusammenwirkens der politischen Größen des „christlichen Ständestaates" Oesterreich mit jüdischen Bankrotteuren und ihren Hintermännern in den westlichen Plutokratien. Unter Mitwisserschaft hoher Systembonzen wurden die Gelder der Versicherten zur Unterstützung jüdischer Bestrebungen und nicht zuletzt auch zum Kampf gegen die aufstrebende nationalsozialistische Bewegung in Oesterreich verwandt.

Die zwei Komplicen kamen mit Kerkerstrafen von drei Jahren für den Juden Bretschneider, ehemals stellvertretender Direktor der „Phönix", und einem Jahr für Hanu, den damaligen Oberbuchhalter, davon. Berliner hat sich durch Selbstmord der Sühne entzogen.

Sven Hedin als Dichter

Zum 75. Geburtstag des großen Asienforschers.

Sven Hedin, der große Forscher und bewährte Freund Deutschlands begeht am 19 dieses Monats seinen 75. Geburtstag Das Werk des Forschers ist bekannt, seine Bücher gehören zum Geistesgut des deutschen Volkes. Von besonderem Interesse sind Sven Hedins Asienreisen gerade heute angesichts der Tatsache, daß das erste Blatt des großen Zentralasienatlas fertiggestellt worden ist, das die Summe aus dem Lebenswerk Sven Hedins darstellt. Hier soll auf einige Werke Sven Hedins eingegangen werden, die zeigen, daß der Forscher auch dichterischer Schau fähig ist.

In welches Buch Hedins man auch schaut, immer wieder wundert man sich, einmal über den Weitblick des Verfassers, fremde Länder und Kulturen zu erkunden, Gebiete geographisch zu bestimmen und unter vielfältigen Gesichtspunkten zu durchforschen, die Sprachen der dortigen Völker zu erlernen, und dann über seine künstlerische Fähigkeit, das Geschaute und Erkundete mit Zeichenstift und Feder anschaulich festzuhalten.

Das deutsche Heer besitzt die besten Waffen und seine Heimat ist getragen vom Opfergeist für das Kriegs-Winterhilfswerk

KRIEGS-WINTERHILFSWERK

Wenn er von einem Sommerabend in Bagdad, einem Zug durch die Salzwüste oder einer zauberischen Mondnacht in mongolischen Bergschluchten erzählt, wenn er Fels- und Flußlandschaften schildert, so glaubt man, selbst dabei gewesen zu sein.

Als Hedin vor Jahren auf einer Forschungsreise durch China auf die Ruinen der alten Kaiserstadt Jehol stieß und nachdenklich durch die zerfallene Pracht schritt, belebten sich für ihn die eingestürzten Paläste, die leeren staubigen Gemächer, deren Kostbarkeiten längst geraubt worden waren, die abgebröckelten Simse und die brüchigen Terrassen; dann versenkte er sich in die uralte Geschichte dieses Landes und schrieb das herrliche Buch „Jehol, die Kaiserstadt", die früher den chinesischen Herrschern als Sommerresidenz diente Der Forscher ließ sie wieder erstehen in einem anmutigen Tal etwa zwanzig Tagereisen von Peking mit ihren Tempeln und Palästen, deren goldene Dächer über die stillen Wege der weiten Gärten schimmern, mit zierlichen Brücken über verträumten Teichen, mit Gartenhäusern, geschwungenen breiten Treppen und vielen lächelnden Buddhas — Schilderungen voll phantastischer Buntheit. Jehol war das Ziel von fast 500 000 Torguten, die an der Wolga saßen und, plötzlich von der Sehnsucht nach ihrer Urheimat gepackt, in einem Todeszug ohnegleichen ostwärts wanderten, nach verzweifelten Märschen durch Eis und Wüste, nach furchtbaren Strapazen und Kämpfen mit feindlichen Horden in Jehols stillen Gärten ankamen, vom Kaiser ehrenvoll empfangen und reich beschenkt. In Jehol wurde 1793 die englische Gesandtschaft wie die eines Vasallenstaates empfangen und mit der herablassenden Antwort abgefunden, der Sohn des Himmels werde dem „Landeskönig" wegen seiner Anmaßung nicht zürnen, wenn er weiterhin „zitternd gehorchen" werde.

Als Sven Hedins eigentlichen und „einzigen" Roman kann man sein Werk „Tsangpo Lamas Wallfahrt" bezeichnen, das in zwei Bänden („Die Pilger" und „Die Nomaden", Verlag Brockhaus) vorliegt Es ist verständlich, wenn der Verfasser, der fast ein halbes Jahrhundert im Osten verbrachte, als Schauplatz seines Romans jenen schwer zugänglichen Teil der Erde wählte, den er eigentlich erst für unsere Wissenschaft erschlossen hat, das geheimnisumwitterte „Dach der Welt", das Hochland von Tibet. Mit tiefem Einfühlungsvermögen wird der Werdegang eines mongolischen Fürstensohnes und buddhistischen Pilgers geschildert Nur wer wie Hedin Jahrzehnte unter diesen Menschen und Tieren lebte, wer sich ihrem Klima, ihren Sitten und Bräuchen so anzupassen wußte und die Geschichte dieser fremden Länder so kennt, konnte die Geschicke der Pilger und Nomaden vor uns aufrollen wie einen mächtigen Fries, auf dem Völker und Naturmächte gegeneinander im Kampfe stehen

Wir sehen in Sven Hedin auch den Deutschenfreund. Er hat ohne Rücksicht auf seinen Weltruhm seinen Glauben und sein Vertrauen auf Deutschland aufrechterhalten, er weiß, was er Deutschland verdankt und diesen Dank hat er bekundet in seinem neuesten Buche „Fünfzig Jahre Deutschland", das in seinen Erinnerungen eine wertvolle Ergänzung bietet zu unserer Geschichte von der Schaffung des Zweiten Reiches bis in unsere Gegenwart.

Von Bunker zu Bunker
fährt die Feldküche und versorgt die Soldaten mit warmer Kost.
PK. Bauer-Weltbild (M).

Wolfsjagd in Ostpreußen

Vor 200 Jahren Bürgerpflicht. — Heute kommen nur selten Wölfe.

Die in strengen Wintern vereinzelt aus den Grenzwäldern nach Ostpreußen streifenden Wölfe wecken die Erinnerung an jene harten Zeiten, da zu den mancherlei Pflichten, die dem Bürger auferlegt waren, die im Frühjahr stattfindende Wolfsjagd gehörte. In alten Akten der Stadt Tilsit zum Beispiel ist ein Verzeichnis vom Jahre 1727 aller Bürger mit Namen erhalten, die „zum Wolfsjagen gezogen" bzw davon „eximiert" (befreit) waren. „Meister Friedrich Gehrke jagt", heißt es da z B usw Befreit waren u a Kaufleute, Wollarbeiter, viele auch ihrer Armut halber. So waren in jenem Jahre aus der Stadt selbst 200 Bürger zum Wolfsjagen verpflichtet, 365 eximiert; zwischen den Gärten und auf der Mehlwisch (Meerwisch) 65 verpflichtet 276 befreit; auf der Freiheit oder Vorstadt schließlich 78 verpflichtet, 130 befreit; insgesamt also 363 Bürger verpflichtet, 771 eximiert. Nach und nach wurden die alljährlich aus Rußland nach Preußen kommenden Wölfe seltener, kamen dann aber seit 1812, den aus Rußland zurückziehenden Franzosen folgend, wieder in größerer Anzahl vor. So wurden 1819 in ganz Preußen 1080 Wölfe erlegt. An Schußgeld für erlegte Wölfe bezahlte die preußische Regierung in jenem Jahre 4618 Taler. Dank dem Netz von Försterein gelingt es heute dem gefährlichen Raubzeug nur selten, nach Ostpreußen einzuwechseln, und ein Wolf als Jagdtrophäe ist gleichsam eine Sehenswürdigkeit. Einem einzelnen Wolf am Morgen begegnet zu sein, war den alten Germanen übrigens glückverheißend!

Wenn der Fuchs ranzt

Wald und Feld im Februar

Gewiß hält der Winter im Monat Februar sein strenges Regiment, und doch geht schon jetzt durch den Wald, über das Feld ein zarter Hauch kommender Wärme, kommenden Frohseins, kommenden Frühlings. Der aufmerksame Beobachter, der Forstmann und Landwirt, besonders der Jäger, werden die Zeichen zu lesen verstehen und sich an ihnen erfreuen. Oder ist es kein beglückendes Zeichen, wenn der Forstmann auf seinen Gängen durch den Wald im Buchenstand die köstliche, zartviolette Blüte des Seidelbastes sieht oder in warmen Lagen sogar Schneeglöckchen durch die Schneedecke durchbrechen und schüchtern ihre Köpfchen erheben?

So kann der Jäger auch ein Schmunzeln nicht unterdrücken, wenn er bei seinem Gang an der jungen Saat vorbei beobachtet, wie ein, zwei und noch mehr Hasen hintereinander hoppeln oder zwei sich auf den Hinterläufen erheben und ohrfeigen: Rammelzeit für die Hasen ist es jetzt, bei der manchmal erbitterte, aber unblutige Kämpfe um die Gunst der Auserwählten geführt werden, daß die Hasenwolle fliegt. Dabei kann der Jäger den Wunsch nicht unterdrücken, daß dieses Jahr die März-Hasen doch gut durchkommen mögen, um im Herbst gute Hasenstrecken zu liefern, die wichtig sind für die Ernährung des Volkes. Ebenso freut sich der Jäger, wenn er im Schnee oder im nassen Ackerboden die Fährten einer Fuchsfähe und der ihr nachfolgenden Rüden findet. Alles Raubwild, auch Marder und Iltis, haben jetzt Ranzzeit, geckern sich gegenseitig an und beißen sich, wenn der Nebenbuhler nicht weichen will. Jetzt weiß der Jäger auch, daß es Zeit ist, die Fang- und Schußzeit auf Raubwild, insbesondere auf Füchse zu vollenden und den Füchsen mit Schwanenhals und Gewehr nachzustellen, um sie kurz zu halten und für die Wirtschaft wertvolle Bälge zu sammeln. Oft lohnt sich auch ein Sprengen der Füchse mit scharfen Erdhunden, Teckel und Terrier, aus ihren Bauen.

Schließlich hat der Jäger im Februar vielfach Gelegenheit, den Winterbestand an Schalenwild festzustellen, da dieses sehr vertraut ist. Gegen Ende des Monats werfen die starken Rothirsche ab. Andererseits müssen aber, besonders wenn der Monat Februar sehr kalt und die Schneedecke hoch ist, die Fütterungen fortgesetzt werden. Soweit vorhanden, können die Topinambur und Helianthus-Kulturen freigegeben werden. Weiter muß der Jäger besonders aufmerksam auf Schlingensteller aufpassen und bei Neuschnee oder feuchter Witterung auf verdächtige Spuren achten.

Der Forstmann hat auch im Monat Februar alle Hände voll zu tun mit dem Holzeinschlag, zumal er jetzt den Hieb in Laubaltbölzern beenden muß wegen des beginnenden Saftaufstieges. Vor allem werden aber jetzt

die Durchforstungen und Pflegehiebe in mittelalten und jüngeren Beständen durchgeführt. Die Herbeischaffung des Holzes für die Wirtschaft ist in dem uns von England aufgezwungenen Kampf um Raum und Sicherung des Volkseigentums von besonderer Wichtigkeit, da das Holz ein vielseitiger und unentbehrlicher Rohstoff ist. Auch das Rücken des Holzes aus den Beständen und die Holzabfuhr gehören zu den Aufgaben des Forstmannes und Holzkäufers. Bei den schwierigen Transportverhältnissen wird sich überall die Bildung der Holzabfuhrringe segensreich auswirken. Bei günstiger Witterung kann bereits in wärmeren Lagen mit der Bodenbearbeitung begonnen werden, was zu empfehlen ist, da sich im Frühjahr die Kulturarbeiten stets sehr drängen. Im Interesse des Waldschutzes, den zu erfüllen in Kriegszeiten unbedingt Pflicht der nicht eingezogenen Forstleute ist, müssen in den im Herbst als gefährdet angesehenen Beständen erneut Puppen gesucht werden, um den Umfang des vorhandenen Schädlingsbestandes und eine mögliche Massenvermehrung rechtzeitig zu erkennen, damit entsprechende Abwehrmaßnahmen eingeleitet werden. Das gleiche gilt für die Waldbrandbekämpfung, bei der jetzt mehr als bisher die enge Zusammenarbeit mit den Behörden und Dienststellen der SA., SS, NSKK. und der Partei notwendig ist, um eine reibungslose Bekämpfung durchzuführen.

H. O. von Bonin-Ponitz.

Der Kopf ist längsseitig stärker entwickelt.

Warum sind wir Rechtshänder?

Der Blutzufluß spielt eine Rolle.

Als Ursache der Rechtshändigkeit des Menschen wurde von der medizinischen Wissenschaft die verhältnismäßig größere Ausdehnung der linken Gehirnhälfte bezeichnet. Dies ist ohne Zweifel richtig und durch Messung vieler hundert Köpfe hat man längst gefunden, daß Personen mit linksseitig stärker entwickelten Köpfen meistens rechtshändig waren, die mit rechtsseitig stärkeren Köpfen waren naturgemäß linkshändig oder hatten Neigung zur Linkshändigkeit, während diejenigen mit symmetrisch gebauten Köpfen in den meisten Fällen rechtshändig, nur wenige entweder linkshändig oder mit beiden Händen gleichmäßig geschickt waren.

Die ersten Untersuchungen über diesen Gegenstand bildeten im Jahre 1877 das Thema einer Preisschrift, welche der medizinischen Fakultät von Louisville (Kentucky) überreicht wurde. Der Verfasser schloß aus Beobachtungen im Seziersaale und aus Angaben anatomischer Autoritäten, daß die größere Ausdehnung der linken Gehirnhälfte in den meisten Menschenschädeln herrühre von dem direkteren und reichlicheren Blutzuflusse nach diesem Teile des Gehirns, und daß diese stärkere Blutzufuhr von der eigentümlichen Anordnung des Herzens und der Arterien herstamme, durch welche der Blutstrom nach dem linken Gehirn einen direkteren Lauf hat und weniger Hindernissen begegnet als nach der rechten Gehirnhälfte. Da die linke Gehirnseite folglich besser ernährt wird, so übertrifft sie an Wachstum die rechte und erlangt eine leichtere Kontrolle über den ihr zugehörigen Teil des Muskelsystems.

Weitere Untersuchungen lassen es als wahrscheinlich erscheinen, daß bei dem Uebergewicht der rechten Hand über die linke noch ein anderer Faktor eine Rolle spielt: der reichlichere Blutzufluß zu den Muskeln der rechten Seite. Dies geschieht in derselben Weise wie oben erwähnt, nur kommt zu der ersten Tatsache, daß das durch die rechte Arterie unter dem Schlüsselbein (Subclaviar) fließende Blut einen kürzeren und weniger gewundenen Weg hat als das durch die linke, noch die zweite, daß dieses Gefäß selbst weiter ist.

Daher haben wir auf der rechten Seite nicht nur stärker entwickelte Muskeln, sondern auch eine vorzüglichere Nervenausbildung (Innervation). Dieser Einfluß, diese Wirkung des Blutes erklärt wie ein mit einem Gehirn Geborener, dessen rechte Seite größer oder ebenso groß ist als die linke, eher rechtshändig sein kann, als ein anderer linkshändig, dessen linke Gehirnhälfte überwiegt.

Größere Entwicklung der rechtsseitigen Muskeln ist viel häufiger als diejenige des linken Gehirns, so daß eine fast konstante Kraft die Rechtshändigkeit bewirkt.

EIN VOLK HILFT SICH SELBST
KRIEGSWINTERHILFSWERK

Das Reich der Frau

Suppengrün im Winter

Es ist bestimmt eine große Annehmlichkeit, das so vielseitig verwendbare Suppengrün jederzeit im Hause zu haben. Wenn man im Keller eine Kiste mit Sand aufstellen kann, tut man gut daran, sich die Wurzelgemüse für den Winter selbst einzuschlagen. Der Sand darf weder zu trocken noch zu feucht gehalten werden, damit das Gemüse frisch bleibt und weder trocknet noch fault. Wer keinen geeigneten Keller hat (wo z. B. Heizrohre durch die Keller laufen), kann sich seinen Bedarf an Suppengrün für den Winter trocknen; denn es dauert immer sehr lange, bis die nächstjährigen Selleries und Petersilienwurzeln, die die kräftigsten Würzstoffe für die Suppe liefern, so weit herangewachsen sind, daß ihre Ernte sich lohnt. Außerdem bietet das Trocknen von Suppengrün erhebliche Vorteile. Einmal ist getrocknetes Gemüse unbeschränkt haltbar, dann aber bietet es der vielbeschäftigten Hausfrau in der Anwendung auch eine große Erleichterung, da das im Winter doppelt mühsame Putzen wegfällt. Man läßt es nur in lauem Wasser etwas vorweichen und setzt es stets mit kaltem Wasser an. Das Einweichwasser wird, weil zu streng schmeckend, weggegossen.

Auch das Trocknen selbst ist gar nicht so umständlich. Das sonst beim Trocknen von Gemüse wichtige Vordämpfen oder Abwellen, um einen besseren Geschmack und ein leichteres Weichkochen zu erzielen, kann beim Suppengrün wegfallen, und da in der kalten Jahreszeit sowieso in der Küche der Herd oder Backofen geheizt wird, ist auch gleich eine Wärmequelle zum Trocknen vorhanden. Am besten nützt man die Nachhitze des Herdes oder der Bratröhre aus und hält das Feuer nur noch schwach in Gang. Wer eine elektrische Bratröhre hat, schaltet bei geöffnetem Wrasenschieber auf die niedrigste Stufe und erhält bei der gleichmäßig milden Wärme ein in Farbe und Aussehen sehr schönes Trockenerzeugnis.

Das fertiggetrocknete Suppengrün darf weder im Innern so feucht noch so trocken sein, daß es brüchig ist. Um ein gleichmäßiges Trocknen zu ermöglichen, damit weder ein Teil überdarrt noch der andere zu feucht bleibt, ist ein gleichmäßiger Schnitt der zu trocknenden Wurzeln, am besten mit Hilfe einer Haushaltsmaschine, wichtigste Vorbedingung.

Aufbewahrt wird das getrocknete Suppengrün, das nur sehr wenig Raum in Anspruch nimmt, in einer oder in mehreren Tüten, die man in einer Pappschachtel oder in einem Blechbehälter verwahrt.

Ratschläge zum Nähen und Aendern

Wir haben in den letzten Wochen sicher schon eine ganze Menge Kleidungsstücke vorgerichtet und tragen sie nun mit Stolz und Freude. Unsere Geschicklichkeit ist gewachsen und die Phantasie beflügelt, wir wollen noch einmal alte, unbrauchbare Kleidungsstücke durchsehen und uns neue Verwendungsmöglichkeiten überlegen.

Das an den Aermeln schadhafte und in der Rockweite zu enge Kleid können wir in einen Rock und eine Weste verwandeln. Das Kleid wird in der Taille auseinandergetrennt und der Rock auf ein neues Gurtband gesetzt. Ein Schlitz ergibt die nötige Weite. Die Aermel trennen wir heraus, schneiden den Aermeleinsatz tiefer aus und fassen ihn mit einem Schrägstreifen ein. In der vorderen Mitte wird das Oberteil aufgeschnitten und ein Verschluß angebracht. Wenn wir Rock und Weste zusammenhängend arbeiten, bekommen wir einen Trägerrock, unter dem wir alte Blusen auftragen können. Aus den weiten Rockbahnen alter Gesellschaftskleider läßt sich auch sehr gut eine „neue" Bluse arbeiten.

Auch Hauskittel, die wir bei der Hausarbeit so gut gebrauchen können, werden einmal alt und abgenutzt, besonders an den Aermeln und am Vorderteil. Aus dem Rückenteil kann man dann noch eine praktische Schürze schneiden, die, mit andersfarbigen Schrägstreifen eingefaßt, sehr nett und vergnügt aussieht.

Aus Vaters alten Oberhemden arbeitet Mutter ein Jungenhemd oder eine Mädelbluse. Zu klein gewordene Jungenhemden lassen sich leicht zu Mädelblusen umarbeiten, wenn man den Kragen wendet und aus langen Aermeln kurze macht. Eine Herrenhose kann man zu einem Rock umarbeiten. Man trennt die Hose auseinander, wäscht und bügelt die einzelnen Teile so, daß das Innere der Hose nach außen kommt, und legt einen Vier-Bahnen-Schnitt auf die vier Hosenteile. Auch für eine eingesetzte Falte ist noch genug Stoff vorhanden. Die Teile werden zusammengesteppt, und schon ist ein sehr haltbarer, praktischer Rock fertig.

Jede Hausfrau wird im Sinne dieser kleinen Anregungen noch tausend Möglichkeiten entdecken. Sie soll sie nicht nur für ihren eigenen Haushalt anwenden, sondern erprobte Ratschläge weitergeben.

Dorothea kehrt heim / Erzählung von Alice Fliegel

Als sich Dorothea plötzlich entschließt, die drei Wochen, die der Chef ihr in diesem Jahr zugestanden hat, auf Hof Förde zu verbringen, ist es nicht Heimweh, sondern eher das Pflichtgefühl, das sie nach Hause zurückführt. Es bedrückt sie, als ihr eines Morgens zum Bewußtsein kommt, daß fünf Winter und fünf Sommer vergangen sind, ohne daß sie Hof Förde, Mutter und Geschwister wiedergesehen hat. Das Kind ihrer Schwester kennt sie nur nach Photographien.

Als Sekretärin des Chefs einer großen Fabrik nimmt Dorothea im Büro eine Sonderstellung ein. Ihre Uebersicht und ihr Fleiß machen sie fast unentbehrlich. Bis jetzt hat ihr Urlaub immer nur aus wenigen Tagen bestanden, aber sie hat ihn öfters im Jahr bekommen. Dann ist sie in irgendeinen Badeort gefahren. Und sobald sie einmal ausspannte, spürte sie die Müdigkeit in allen Gliedern. Aber sie betäubte dieses Gefühl und stürzte sich in den fröhlichen Trubel, zog sich hübsch an und verbummelte jeden Abend. Sie freute sich, wenn bewundernde Blicke sie ansahen. Es merkte ihr keiner an, und sie vergaß es selbst, daß sie als Schulmädel barfuß über das Feld gegangen war, um dem Vater das Essen zu bringen.

Der Vater starb plötzlich, von einem Pferd an einen Baum geschleudert. Da begann die Not auf Hof Förde. Die Mutter, der gerade mündig gewordene Bruder und die Schwester arbeiteten unermüdlich, um den Hof zu erhalten. Dorothea hatte damals oft ein unklares Gefühl, daß sie mit ihrer zarten Gesundheit das Brot nicht verdiente, das sie aß. Es war ihr wie eine Befreiung, als der einzige Bruder des verstorbenen Vaters sie in sein Haus in der Großstadt nahm und für ihre Ausbildung sorgte.

Dorothea gewöhnte sich schnell an die Stadt. Sie lernte gut, und nach zwei Jahren bekam sie ihre erste Stellung. Immer mehr versank Hof Förde in ihrer Erinnerung. Aber einmal erkannte sie in einer stillen Stunde, als sie einen kurzen Spaziergang durch den Tiergarten machte, daß sie sich das Gesicht der Mutter nicht mehr in allen seinen Zügen vorstellen konnte. Sie erschrak, und ein heißes Heimweh wachte in ihr auf. Doch bis die Urlaubstage kamen, wurde sie ruhiger und faßte andere Entschlüsse, durch eine Liebe gebunden, die dann nichts als Leid hinterließ.

In alle den Jahren kam nur einmal ein Bote aus der Heimat zu ihr. Peter Altringer, der einzige Sohn des nachbarlichen Hofes. Er war einer landwirtschaftlichen Ausstellung wegen in der Stadt, und sie verbrachten einen Abend zusammen. Aber der Jugendfreund war schwerfällig und schweigsam, und seine Blicke gingen mit einem fast schmerzlichen Ausdruck, den sie sich nicht erklären konnte, prüfend über sie hin. Einmal begegneten sich ihre Augen. Da wurde Dorothea rot und ärgerte sich darüber. Als man sich trennte, hatte sie ein leeres Gefühl im Herzen. In den Händen hielt sie einen halbverwelkten Strauß Rosen. Sie waren von dem Strauch gepflückt, den sie als halbes Kind zusammen mit Peter Altringer am Tor seines Gartens gepflanzt hatte. Erst im Augenblick des Abschieds gab ihr Peter zögernd diese Blumen. Er fühlte wohl, daß die Erinnerung an jene zarte Jugendliebe in ihrem neuen Leben keinen Platz mehr hatte.

All diese Gedanken gehen Dorothea durch den Kopf, als sie in dem Zug sitzt, der sie in die Heimat bringt. Sie hat ein banges Gefühl, als führe sie nicht in die Heimat, sondern in die Fremde. Die wenigen kurzen Briefe der Mutter sind in den Jahren der Trennung fast die einzige Bindung an die Vergangenheit gewesen. Es waren unbeholfene und oft schmerzliche Fragen, die da die alte Frau nach dem Leben der Tochter stellte. —

Als Dorothea auf der kleinen Bahnstation ankommt, stehen zwei schwere Pferde ungeduldig vor einem Wagen, den sie in seiner altmodischen, behäbigen Form sofort wiedererkennt. Der Bruder, der auf dem Bock sitzt, gibt Dorothea durch fröhliche Zurufe zu verstehen, daß er die Tiere, die noch nicht eingefahren sind, nicht allein lassen kann. Aber zwei feste, nicht ganz saubere Jungenhände nehmen ihr den Lederkoffer ab. Ein blauäugiger Knirps steht neben ihr, der strahlend sagt: „Ich kann ihn tragen, Tante Dorothea!" Es ist ihr Neffe, der ihrer Schwester so ähnlich ist, daß sie ihn auch ohne das kleine Bild auf ihrem Schreibtisch erkannt hätte. In einer ungewohnten Rührung streicht sie dem kleinen Burschen über den hellen Schopf.

Wie im Traum fährt Dorothea an den Feldern und Wiesen vorbei. Es hat gerade geregnet, und würziger Duft von nasser Erde füllt die Luft. Dieser Duft bringt Dorothea ein Stück Heimat zurück, mehr als es Briefe und gute Vorsätze getan haben.

Dann faßt sie die harten, verarbeiteten Hände der Mutter zum Willkommen und sieht Tränen in den Augen der alten Frau. Da preßt sie die Lippen aufeinander, um nicht laut aufzuweinen. Wie konnte sie den stillen Glanz dieses Gesichtes in sich verblassen lassen!

Zeichnung: Räthe — M.

Dann faßt sie die harten, verarbeiteten Hände der Mutter zum Willkommen . . .

Sie läßt sich von der Mutter in die kleine Stube unter dem Dach führen, und wieder ist es der Geruch des alten Holzes und der frisch gescheuerten Dielen, der ihr die Kindheit lebendig macht. Die blendend weißen Mullgardinen sind ein wenig gestärkt wie immer, und als der Wind sie bläht, der durch das offene Fenster kommt, denkt sie daran, wie sie sich als kleines Mädel oft ausgemalt hat, es seien Segel eines Schiffes, das in die weite Welt fährt. — —

Es ist ein oft fast unwirklich scheinendes Leben, das Dorothea in den drei Wochen ihres Urlaubs an sich vorüberziehen läßt. Gegenwart und Vergangenheit lösen sich ab. Jahre verlieren ihre Entfernung. Sie ist das glückliche Landkind, dem das Blühen der Blumen, das Früchtetragen des Gartens und der Felder Inhalt des Lebens bedeuten. Dann wieder sehnt sie sich nach Berlin, das ihr eine zweite Heimat geworden ist.

Oft besucht Dorothea die Schwester in dem Haus mit dem niedrigen Strohdach, vor dem die alten Linden stehen und sieht immer wieder ergriffen das Gesicht der Mutter in den vorzeitig gealterten Zügen. Der Schwager verdient sein bescheidenes Brot mit einer Bienenzucht, die er mit dem Haus von einem alten Imker übernommen hat. Einmal hat Dorothea ein Erlebnis, das sie am Tage nachdenklich macht. Als die Schwester im groben Arbeitskleid, den schon etwas krummen Rücken über die Schüssel geneigt, das Essen austeilt, faltet Dorothea unwillkürlich die Hände wie als Kind, wenn sie das Tischgebet sprach. Mitleid mit der Frau, die nur Arbeit und Sorge kennt und nie an sich denkt, will Dorothea überkommen.

Aber da strömt plötzlich Mitleid mit sich selbst in ihr unsicher werdendes Herz. Das Leben der Schwester ist erfüllter als das ihre, denn Dorothea hat immer nur an sich gedacht, nur für sich gesorgt. Sie hat für die hübschen Kleider gearbeitet, die sie haben wollte, und für alles das, was sie Leben und Freude nannte. Aber diese stille, selbstlose Frau schenkt alles, was sie an Liebe und Arbeit gibt, ihrem Mann, ihrem Kind und dem kleinen Haus, das sie alle drei zu einem großen Glück vereint.

Auch mit Peter Altringer ist Dorothea viel zusammen. Sie sprechen nicht von dem Abend in der Stadt. Es ist, als ob hier auf der heimatlichen Erde das erste Wiedersehen sei. Der junge Bauer hat die letzten Jahre viel erreicht. Mit Stolz zeigt er die neue Dreschmaschine und die erst vor kurzem erbaute Scheune. Auch ein Stück Wiesenland hat er dazugekauft, und nun grenzen Hof Förde und der Hof der Altringer erst wirklich zusammen.

Am letzten Sonntagmorgen, an dem die Sonne warm scheint, stehen die beiden jungen Menschen vor dem Rosenbusch am Gartentor. Erinnerung steigt da mit der Kraft einer neugewordenen Liebe in ihnen auf, daß sie befangen die Augen voneinander wenden. Peters Herz fängt wie unsinnig vor Freude zu klopfen an. Das Mädchen vor ihm hat alles Fremde von sich abgeworfen wie ein geborgtes Kleid. Aber es ist noch nicht so weit, um davon sprechen zu können.

„Sie muß von selbst zu mir kommen, ich rufe sie nicht . . ." denkt er. Hat Dorothea des Mannes Gedanken erraten? Als er sich zu den Rosen neigt, berühren ihre Lippen die seinen in einem schnellen, zarten Kuß. Wie damals, als sie den Strauch zusammen pflanzten, schlingt sie die Arme um seinen Hals. Dann läuft sie fort, Tränen in den Augen . . .

Der Mann, der Dorothea in seinen zärtlichen Gedanken so oft geküßt hat, sieht ihr erschüttert nach, als die Wirklichkeit ihm das Erleben seiner Träume schenkt. Er nimmt diese Stunde wie ein heiliges Versprechen in die Treue seines Herzens. Er weiß nun, daß Dorothea wiederkommen wird — für immer.

Hans Haberlands Heimkehr

ROMAN VON THEA MALTEN

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(5. Fortsetzung.)

Im vorhergehenden Kapitel wurde erzählt:

Ruiz dos Santos will eine Million bei der Bank hinterlegen, damit die Sanierung durchgeführt werden kann. Dafür verlangt er die Uebertragung der Hälfte der Anteile. Hans Haberland erkennt den Vorschlag als den Versuch, die beiden Brüder aus der Firma herauszudrängen. Karl ist bereit, das Anerbieten anzunehmen, Hans jedoch wehrt sich dagegen und gerät in einen Wortwechsel mit Ruiz dos Santos. Als Karl Haberland vermitteln will, stellt Hans ihn vor die Entscheidung, entweder mit ihm oder Santos zu gehen. Karl entscheidet sich für Santos, und Hans verläßt das Zimmer. Auf der Treppe trifft er mit Cordula zusammen. Es ist ihm nicht angenehm, daß ihm das Mädchen jetzt in den Weg läuft. Schließlich erzählt er und kündigt an, daß er das Haus verlassen wird. Da wird Cordula wütend und hält ihm vor, daß er jetzt ihren Stiefvater im Stich lassen wolle, obgleich er wisse, daß er sich in den Händen eines Schurken befindet. Hans Haberland ist erstaunt, sie gefällt ihm in diesem Augenblick so gut, daß er seinen Unmut beinahe vergißt.

Aber Cordula, die vorher über seine Gleichgültigkeit so gekränkt war, merkt nichts von dem Eindruck, den sie auf ihn macht. Erbittert fährt sie fort: „Natürlich — du hast es leicht! Du kaufst dir eine Fahrkarte nach Amerika oder nach China und fährst davon. Und hast dabei noch das erhebende Bewußtsein von dem großen Opfer, das du gebracht hast, weil du überhaupt gekommen bist. Und von unserem schwarzen Undank. Was hier aus uns wird, ist gleichgültig! Schön — sollen wir dir gleichgültig sein! Du hast eben nichts mehr übrig für deine Familie. Verwandtschaft ist ja nur lästig — nicht wahr? Aber, daß du auch die Fabrik im Stich läßt — daß du gar nicht begreifst, um was es hier geht — daß du so entwurzelt — so vaterlandslos geworden bist — das enttäuscht mich tief, solch einen Mann kann ich nur verachten!"

Damit machte Cordula kehrt und will absausen, aber Hans Haberland ist aufgesprungen und hält sie am Arm fest. Wahrhaftig — er sieht beschämt aus, und zugleich ist eine ehrliche Bewunderung in seinem Gesicht.

„Du bist ein Teufelsmädchen", brummt er anerkennend. „So hat mir lange keiner die Leviten gelesen. Verachte mich nun mal einen Augenblick nicht, sondern erkläre mir, was ich deiner Meinung nach tun soll."

Sie hat sich nur widerwillig zurückhalten lassen und ist nun nahe daran, in Tränen auszubrechen. Aber sie nimmt sich heldenhaft zusammen und antwortet mit fester Stimme: „Das kann ich dir nicht so rasch sagen. Das muß überlegt werden. Versuche, in Ruhe mit Vater zu sprechen . . ."

„Das hat keinen Zweck!" Hans machte eine Handbewegung, die diesen Vorschlag erledigte. „Komm her und setze dich. Wir wollen zusammen überlegen; vielleicht mache ich dann mit deiner freundlichen Unterstützung richtig, was ich allein verkehrt mache."

„Spotte nur, du hast es nötig!" sagt sie ungnädig. Aber sie setzt sich artig auf den Sessel, den er ihr hinschiebt, und ist nun ganz ruhig. Er setzt sich ihr gegenüber und zündet sich eine Zigarette an. „Ach, verzeih — rauchst du auch?" Er hält ihr seine Zigarettentasche hin, aber sie dankt.

„Bitte! Sei nicht so spitz! Wir sind doch Bundesgenossen, nicht wahr, und gründen ein Konsortium zur Rettung der Haberlandwerke!"

Er hält seine breite Tatze hin, und sie schlägt ein. Dabei lächelt sie getrost, ihre Augen werden wieder froh. Glückliche Jugend! Sie ist so rasch bereit, neue Hoffnung zu schöpfen und Vertrauen zu fassen!

Hans Haberland hält die Hand fest, die kräftig und doch gut geformt ist, aber etwas besser gepflegt sein könnte. Doch das stört ihn nicht, ihm gehen jetzt andere Dinge durch den Kopf. „Wie hat sich denn der Kerl, der Marker, hier eingeschlichen?" fragt er zunächst.

„Eingeschlichen! Das ist das richtige Wort!" bestätigt Cordula erbittert. „Erst stieg er mir auf der Straße nach. Da habe ich ihn natürlich gehörig abblitzen lassen. Dann tauchte er eines Tages in der Fabrik auf und ließ sich durch Böttcher mit Vater bekannt machen. Böttcher war drüben in Brasilien bei ihm angestellt."

„Ich weiß. Der ist mir genau so unsympathisch wie sein ehemaliger Herr und Gebieter."

„Ich mag ihn auch nicht. Aber Vater hat seit Eckards Tode alles gehen lassen, wie es ging, und konnte sich zu keinem Entschluß mehr aufraffen. Ich glaube, unsere Lage ist ihm gar nicht zum Bewußtsein gekommen oder er hat sich absichtlich blind gemacht, bis es zu spät war. Nun klammert er sich in seiner Angst an diesen dos Santos, der ihm goldene Berge verspricht."

„Jetzt werden mir einige Zusammenhänge klar. Der Kerl hat es also auf dich abgesehen?"

Cordula zuckte die Achseln. „Das schien mir im Anfang so. Aber ich glaube, es ist nicht der einzige Grund, ich habe solch einen unklaren Verdacht, daß dos Santos irgendwelche dunklen Geschäfte mit der Fabrik machen will."

„Warum magst du ihn eigentlich nicht?" fragt Hans Haberland. „Er sieht doch gut aus und scheint viel Geld zu haben."

„Er ist mir widerlich!" ruft Cordula entrüstet über die Frage. „Nicht mit der Feuerzange möchte ich ihn anfassen, selbst wenn er ein Nabob wäre."

„Du warst aber heute bei Tisch recht freundlich zu ihm."

„Ja — um dich zu ärgern!"

Das ist Cordula herausgerutscht, nun wird sie rot wie eine Mohrrübe. Sie fühlt Hans Haberlands Blick auf sich ruhen, und das steigert noch ihre Verwirrung. Sie wäre schrecklich gern davongelaufen, aber da sitzt er schon neben ihr und hat den Arm um sie gelegt.

„Warum wolltest du mich denn ärgern?" fragt er nahe an ihrem Ohr.

„Ach — das ist doch alles Unsinn!" murmelt sie. „Wir müssen jetzt Wichtigeres besprechen."

Dabei versucht sie, sich von ihm loszumachen, jedoch er hält sie fest. Plötzlich schlingt sie die Arme um seinen Hals und vergräbt den Kopf an seiner Schulter.

Gott, ist das schön! Er hat sie nun so dicht, so nah in seinen Armen, an seiner Brust, daß sie seinen Herzschlag spüren kann. Dann hebt er ihren Kopf und küßt sie. Das ist das Glück, von dem Cordula jahrelang geträumt hat. Alle jungen Mädchen träumen davon — heute wie vor tausend Jahren.

Für Hans Haberland bedeutet es nicht den ersten Kuß, für ihn ist es darum kein atemraubendes Ereignis. Er kehrt rascher in die Wirklichkeit zurück als Cordula. Noch während er sie in seinen Armen hält, wird er wieder sachlich und sagt, wenn auch in zärtlichem Ton: „Ja, meine kleine Cordel, wir haben jetzt wirklich Wichtiges zu besprechen und müssen vernünftig sein. Was hat Vater gegen unseren alten Justizrat Braumüller?"

Cordulas Kopf liegt noch an seiner Schulter. Sie hat die Augen geschlossen und würde sich gern ein wenig länger ihren süßen Träumen überlassen. Nun ist sie es, der das Schicksal der Fabrik wesenlos wird neben dem eigenen. Sie spürt einen leisen Schmerz und eine leise Kränkung, daß er nicht ebenso empfindet wie sie.

Da sie nicht gleich antwortet, streichelt er sanft ihren Kopf, sie fühlt aber deutlich, daß er mit seinen Gedanken nicht mehr bei ihr ist.

„Was meinst du, kleines Mädchen, ob ich mal zu Braumüller gehe?" fährt er fort.

Nun hebt sie den Kopf von seiner Schulter und rückt ein wenig von ihm fort. Er merkt es nicht einmal und zündet sich gedankenvoll eine neue Zigarette an. Arme Cordula! Sie macht zum ersten Male die Erfahrung, wie verschieden Mann und Frau sind.

Zeichnung: Näthe — M.

Cordula muß sich fügen und hilft Koffer packen. Von Liebe wird nicht geredet.

Aber Cordula hat ihren Stolz. Sie setzt sich ein wenig gerader hin und sagt ganz ruhig:

„Ja, geh zu Braumüller und sprich mit ihm. Er ist doch im Aufsichtsrat der Bank, und Vater hat ihm sehr übelgenommen, daß er sich nicht länger für ihn eingesetzt und Vater ein Moratorium verschafft hat. Aber ich habe trotzdem großes Vertrauen zu Braumüller. Vielleicht kann er dir einen Rat geben."

„Schön! Ich werde versuchen, ihn noch heute zu sprechen. Hier im Hause kann ich leider nicht bleiben. Ich werde in die ‚Vier Jahreszeiten' ziehen."

„Da wohnt dos Santos."

„Dann meinetwegen in das ‚Bahnhofshotel' oder den ‚Schwarzen Adler'. Ist ja ganz gleich."

„Willst du nicht doch hierbleiben?" fragt Cordula zaghaft.

„Ausgeschlossen! Uebrigens werde ich mich mit Karl eher vertragen, wenn wir uns nicht zu dicht auf der Pelle sitzen."

Cordula muß sich fügen und hilft Koffer packen. Von Liebe wird nicht geredet. Erst als sie das Zimmer verlassen und die Treppe hinuntersteigen, fällt ihm ein, daß er ihr eigentlich noch einen Kuß hätte geben können. Die Versäumnis tut ihm leid, er merkt nun auch, daß sie enttäuscht ist. „Verzeih, kleine Cordel", sagt er reuevoll. „Ich habe heute soviel im Kopf. Morgen rufe ich dich an, und wir sehen uns. Hab' Dank, mein liebes Mädchen!"

„Auf Wiedersehen, Hans", sagt sie nur und gibt ihm die Hand. Dann ist sie mit der Entschuldigung, daß die Mutter auf sie warte, fortgeschlüpft; er steigt die letzte Treppe allein hinunter und geht aus seinem Vaterhaus, das er am Tag zuvor in einer besseren Stimmung betreten hat. — — —

Bereits eine Stunde darauf sitzt Hans Haberland bei dem alten Justizrat Braumüller in dessen gemütlichem, altmodischem Wohnzimmer, denn die Bürostunden sind vorüber. Es hat einen herzlichen Empfang gegeben mit viel Händeschütteln und Auf-die-Schulter-Klopfen. Dann holt Braumüller zur Feier des Wiedersehens eine verheißungsvolle staubbedeckte Flasche aus dem Keller und nötigt den Gast in die Sofaecke. Braumüller ist mit dem alten Haberland befreundet gewesen und kennt die Söhne von Kindesbeinen an.

„Ich kann mir schon denken, wo der Schuh drückt", sagt er, als die üblichen ersten Fragen nach dem Ergehen erledigt sind. „Ja, das ist eine schlimme Sache, mein Junge, eine ganz verteufelt schlimme Sache. Ich fürchte, Karl hat gänzlich abgewirtschaftet, und dein Anteil ist dabei auch verlorengegangen."

Hans berichtet nun von den letzten Geschehnissen. Der alte Herr schüttelt mißbilligend den Kopf. Auch er hat von dem märchenhaft reichen Ausländer gehört, dessen riesengroßes, silbergraues Kabriolett die Stadt in Aufregung versetzt. Aber er wußte nicht, daß Ruiz dos Santos mit Hans Haberlands einstigem Mitschüler Marker identisch ist, dessen Vater er in sehr schlechtem Andenken hat. „Ein Gaumer, mein Lieber, ein Gauner!" versichert er. „Der Herr Sohn wird nicht besser sein."

Er ist derselben Ansicht wie Hans, daß Karl aus den Händen des Ausländers, dessen angeblichem Reichtum er mißtraut, befreit werden müsse. Aber wie, ohne die Haberlandwerke preiszugeben? Hans deutet auf ein verlängertes Moratorium hin, worauf der alte Herr anfängt, aufgeregt im Zimmer herumzulaufen.

„Du kannst mir's glauben, Hans, es macht mir schlaflose Nächte", sagt er. „Schließlich fühle ich mich mit eurer Fabrik verwachsen, und euer Vater war mein bester Freund. Aber ich kann es nicht mehr verantworten, daß meine Bank noch weiter Kredit gibt. Selbst wenn ich meine Stimme dafür abgegeben hätte, hätte es nichts genutzt, denn der ganze Aufsichtsrat ist dagegen. Kein Mensch hat Vertrauen zu Karl. Er hat nie viel Energie gehabt, den letzten Rest aber hat er seit dem Unglücksfall mit Eckard verloren. Jeder weiß, daß Karl ein ehrenhafter Mann ist, allen tut er leid. Was soll aus ihm und der kränklichen Frau werden? Aber Geschäft und Gefühl sind zweierlei, die Bank kann auf unser Mitleid keine Rücksicht nehmen."

Nun kommt Hans mit seinem Vorschlag, den er sich inzwischen zurechtgelegt hat. Er will in die Fabrik eintreten und ihr seine ganze Arbeitskraft zur Verfügung stellen. Für das Geld, das er besitzt, will er selbst die nötigen neuen Maschinen bauen und den ganzen Betrieb nach und nach modernisieren. Er müsse nur Gelegenheit haben, mit den Herren vom Aufsichtsrat zu sprechen, dann wolle er sie schon von seinen Erfahrungen, seinem Können und seiner Energie überzeugen, so daß sie ihm das Moratorium bewilligen und ihm auch noch die nötigen Betriebsgelder zur Verfügung stellen.

„Und Karl?"

„Karl muß mir natürlich freie Hand lassen!" erklärte Hans.

„Da liegt der Haken!" erklärt der alte Justizrat bekümmert. „Selbst wenn du beim Aufsichtsrat durchdringen würdest — und das Zeug hast du dazu —, kenne ich doch Karl zu gut und weiß, daß er sein Heil lieber diesem hergelaufenen Hochstapler anvertraut, als sich unter deine Botmäßigkeit zu begeben."

Das gibt Hans zu. Aber er brummt und knurrt noch eine Weile über Karls Engstirnigkeit und über die Verlotterung in der Fabrik. Dann fragt Justizrat Braumüller, wie ihm Cordula gefiele, und seine Miene glättet sich. „Das Mädel ist famos! Gesund an Leib und Seele. Ein heller Kopf, ein warmes Herz — dabei auch noch hübsch zum Anbeißen."

„Na, dann beiß nur an!" sagt der alte Herr bedächtig. „Das wäre die richtige Frau für dich."

Hans gibt das unbedingt zu. Nur sei jetzt nicht der geeignete Augenblick, an Heiraten zu denken, weil der Grund, auf dem man stehe, so wacklig sei.

„Es muß ja auch nicht gleich sein", sagt Justizrat Braumüller.

Am nächsten Tage hat Braumüller eine Unterredung mit Karl Haberland, die ziemlich erfolglos verläuft. Karl bleibt dabei, seine einzige Rettung in dem Zusammenschluß mit Ruiz dos Santos zu sehen. Ueber seines Bruders Pläne zuckt er die Achseln. Ohne einen größeren Zuschuß sei die Fabrik nicht wieder flottzumachen. Er nennt es puren Eigensinn und unbegründetes Vorurteil von Hans, sich der Hilfe des Brasilianers zu widersetzen.

„Vorurteil! Na, hör mal! Du hast doch sonst solide und geschäftliche Grundsätze und solltest vor der Zusammenarbeit mit einem Mann zurückschrecken, dessen Vater den denkbar schlechtesten Ruf genoß", hat der Justizrat eingewendet.

Aber Karl ist bockbeinig geblieben. Deshalb könne der Sohn höchst ehrenhaft sein, er mache außerdem ganz den Eindruck. Es wäre bei Hans nichts weiter als die lächerliche Feindschaft aus der Kinderzeit, die ihn veranlasse, gegen dos Santos Front zu machen. Er wolle dem Bruder ja keine unlauteren Beweggründe unterschieben, aber ihm selbst, vielleicht unbewußt, spiele wohl der Wunsch mit, sich jetzt schon an die Spitze des Werkes zu stellen und bereits zu seinen, Karls, Lebzeiten Herr des Erbes zu werden. —

Justizrat Braumüller sieht infolgedessen ziemlich schwarz. Es wird schwer genug für Hans Haberland sein, die Herren vom Aufsichtsrat zu überzeugen, doch selbst wenn ihm das gelingt, kann er nichts tun ohne Karls Einwilligung.

„Aber auch Karl nichts ohne die meine", erinnert Hans.

„Was willst du denn tun? Die Fabrik in Konkurs gehen lassen?"

„Lieber das, als unseren ehrlichen Namen mit dem eines Lumpen in Verbindung zu bringen."

„Doch was soll aus Karl und Elfriede werden?"

Darauf weiß Hans keine Antwort. — —

(Fortsetzung folgt.)

Lies Dein Heimatblatt, die Brockauer Zeitung

Bezugsgebühr monatlich 1,15 Mk., für auswärtige Bezieher durch die Post bezogen 1,38 Mk.

Verdunkelung der Treppenhäuser!

Ermahnung an die Hausbesitzer.

Der Höhere SS- und Polizeiführer beim Oberpräsidenten in Schlesien — Inspekteur der Ordnungspolizei — gibt folgendes bekannt:

Bei der Durchführung von Verdunkelungsmaßnahmen in den Grundstücken darf die Verkehrssicherheit in den Treppenhäusern nicht außer acht gelassen werden. Das Abschirmen bzw. Abdunkeln der Lichtquellen, also der Beleuchtungskörper, muß so erfolgen, daß dadurch die Beleuchtung der Treppenaufgänge nicht völlig aufgehoben wird. Ist jedoch die einwandfreie Verdunkelung durch solche Maßnahmen in Frage gestellt, so müssen an den Lichtaustrittsöffnungen, d. h. an den Fenstern der Treppenhäuser, geeignete Verdunkelungsmaßnahmen durchgeführt werden. In Zweifelsfällen geben die örtlichen Polizeidienststellen hierüber Auskunft.

Nichtbeachtung der Verkehrssicherheit in den Treppenhäusern ist auch während der Verdunkelungspflicht strafbar und hat außerdem bei eintretenden Unfällen Schadenersatzansprüche zur Folge.

Achtet auf die Löschwassergeräte!

Schützt sie vor Schäden bei Tauwetter!

Von zuständiger Stelle wird darauf hingewiesen, daß infolge der außerordentlichen Kälte das auf Dachböden und in Treppenhäusern für den Luftschutz aufgestellte Löschwasser vielfach eingefroren ist. Dabei können die Wasserbehälter Schaden genommen haben; dies ist besonders der Fall bei nach oben hin sich verengenden hölzernen Fässern. Es besteht bei eintretendem Tauwetter die Gefahr, daß durch die undicht gewordenen Behälter in tiefer liegenden Räumen erhebliche Wasserschäden verursacht werden, wenn nicht rechtzeitig geeignete Maßnahmen dagegen getroffen werden. Die Behälter werden am besten zum Auftauen in Räume mit undurchlässigem Fußboden und Abfluß, z. B. Waschküchen, gebracht.

Rund um die Woche

Der Winter das Tagesgespräch. — Uebermenschliche Leistungen. Das Beispiel des Heizers. — Zwei Dinge sind maßgebend.

Es ist nicht verwunderlich, daß sich das Gespräch dieser Woche in ganz Europa um nichts weiter als um den Winter dreht. Man spricht vom Winter fast noch mehr als vom Krieg. Das kennzeichnet allein schon die außergewöhnliche Erscheinung dieses Einfalls arktischen Wetters über ganz Europa. Wir haben in der letzten Zeit das Wüten des Winters in einem Ausmaß erlebt wie nie zuvor seit vielen hundert Jahren. Der einzelne, der sich mit der Not dieses Winters herumschlagen muß, blickt gewöhnlich nur auf den engen Kreis seiner persönlichsten Kohlensorgen und glaubt, es hätte doch möglich sein müssen, daß er reichlicher beliefert worden wäre. Man sucht — ohne bösen Willen — nach einem Mangel an irgendeiner Stelle und hat sich dabei über das Ausmaß der Naturkatastrophe noch gar nicht genug Gedanken gemacht. Wir wollen einmal ehrlich sein: Wir sind es in Deutschland gewohnt, daß, wenn irgendwo etwas nicht zu klappen droht, mit eiserner Energie durchgegriffen wird, und daß dann die Sache dennoch klappt. Die Staatsführung hat uns immer und immer wieder so manche Sorgen abgenommen und Schwierigkeiten gemeistert, von denen die breiten Massen oftmals gar nichts geahnt haben. Und wenn erst der diesjährige Winter einmal vergessen sein wird, und wenn man dann darüber sprechen wird, wie es gewesen ist, dann wird für uns alle nicht mehr die Not dieses Winters im Vordergrund stehen, sondern die übermenschliche Leistung aller derjenigen beteiligten Kreise, die durch den rücksichtslosen Einsatz von Menschen und Material dafür gesorgt haben, daß dieser Notstand nicht zur grauenvollen Katastrophe wurde.

In manchen Gegenden ist jeglicher Verkehr zu Zeiten überhaupt gänzlich unmöglich gewesen, und trotzdem sind die dringendsten Schwierigkeiten, wenn auch oftmals in letzter Minute, überwunden worden. Die Verkehrsschwierigkeiten, herbeigeführt durch die höhere Gewalt dieses Winters, haben zeitweilig von der Reichsbahn Transportleistungen gefordert, zu denen man sonst die Inanspruchnahme sämtlicher Wasserstraßen des Reiches benötigt hatte. Millionen helfende Hände sind eingesprungen, um die größten Gefahren dieses Winters abzuwehren. Wenn man das weiß und dann seine eigene Lage in gerechter Einsicht betrachtet, wird man sehr vorsichtig mit seiner Kritik sein und selbst jene Haltung annehmen, die zur Meisterung aller Schwierigkeiten notwendig ist. Es glaube keiner, daß es ihm gerade am schlechtesten gehe. Im Gegenteil, diejenigen, die am wenigsten Entbehrungen bisher hinnehmen mußten, sind immer und immer wieder am ehesten geneigt, Kritik zu üben.

Wer aber selbst irgendwo Hand mit anlegt, man denke nur einmal an einen Heizer auf der Lokomotive, der Tag und Nacht seinen Dienst versehen hat, um die Transporte beschleunigen zu helfen und der nach harter Arbeit todmüde am liebsten auf der Stelle einschlafen möchte, wo er seinen Dienst beendet hat; ein solcher Heizer ist für uns als Zeuge dafür, daß das Menschenmöglichste geschehen ist, jedenfalls zuständiger als einer, der zu Hause sitzt und noch in der Einbildung lebt, daß er von sich aus es gar nicht nötig habe, irgendwie Schwierigkeiten mit überwinden zu helfen. In solchen Erlebnissen und solchen gemeinsamen Nöten da scheiden sich die Geister. Auf der einen Seite die aktiven und positiven Naturen, die da erklären: Das kommt gar nicht in Frage, daß wir etwa vor seiner Majestät dem Winter kapitulieren. Sie fragen: Wo werden Hände und Herzen zum Helfen gebraucht? Wir sind bereit! Und so muß es auch sein. Man muß sogar das Herz haben, wenn man Kohlen bekommen hat, und sei es auch keine große Menge, dem Nachbar zehn oder zwanzig Stück trotzdem noch abzugeben, wenn er einmal gänzlich ohne Heizmaterial dasitzt. So allein werden von Tag zu Tag gemeinsam die Sorgen überwunden. Wir wenden uns ab von den negativen Menschen, die selbst nichts tun, aber alles fordern und erwarten. Eines steht fest: daß wir über diesen Winter hinwegkommen werden, weil wir darüber hinwegkommen müssen. Trotz Schnee und Kälte sind es zwei Dinge, die für uns maßgebend sein müssen. Das Bewußtsein, daß alles Menschenmögliche geschieht, um Kohlen heranzuschaffen, und die Tatsache, daß hier nicht von einer Schuld die Rede sein kann, sondern lediglich von einer Naturkatastrophe, und diese Tatsache verpflichtet uns dazu, die von uns abgeforderten Strapazen in guter Haltung auf uns zu nehmen.

Alle achte!

Kernbeißer war ein Mann von Seele und Gemüt. Nur wenn er sich ein paar Glas Bier hinter den Schlipsknoten gegossen hatte, schienen aus seiner friedlichen Seele Stacheln zu wachsen. Er wurde krötig, bissig, iglig!

Kürzlich kam er gegen Mitternacht aus seinem Stammlokal, den Hut keck zum Ohr gerückt. Ein ganz leichter Nebel lag auf Kernbeißers Brillengläsern. Nichts von Unmut oder Gereiztheit an ihm. Im Gegenteil. Als er in seine Heimatstraße einbog, begann er zu singen. „Ich brauche keine Millionen ." Es klang forsch und mit der Stärke eines auf Windstärke 12 eingestellten Lautsprechers.

„Die will Ihnen ja auch niemand aufdrängen!" Ein Schupo war's, der dies zu Kernbeißer sagte, nicht unhöflich, aber bestimmt: „Singen auf der Straße zu nachtschlafender Zeit ist Ruhestörung!"

Wie eine angewärmte Selter ging Kernbeißer hoch. Hätte er sich einen Maulkorb vorgebunden, wäre alles gut gewesen. So begann er den Igel herauszukehren, und die Folge war, daß Kernbeißer ein paar Tage später eine polizeiliche Strafverfügung über 3 RM auf den Tisch flatterte. Da ihm dies zu teuer war, erhob er Einspruch. Die unmelodische Melodie kam vor den Richter.

Vor Eintritt in die Verhandlung sagte der Richter zu Kernbeißer: „Was soll Ihr Einspruch? Fest steht, daß Sie gesungen haben. Na also! Sie riskieren, daß ich die Strafe erhöhe. Im übrigen ..."

Kernbeißer nahm seinen Einspruch zurück. Die richterliche Mahnung „Ein freundliches Wort" ging ihm im Kopf herum. Auf dem Gerichtskorridor trat er zu dem Schupo: „Nichts für ungut, Herr Wachtmeister. Hier, bitte, ein Friedenstobak."

Der Beamte nahm den guten Willen für die Tat und lehnte die Zigarre ab: „Nichtraucher, danke!"

„Kam von Herzen", lachte Kernbeißer. „Irgendwie müssen wir doch aber eine sichtliche Friedensbrücke schlagen! Tjahmm. ... Ich hab's! Wo finde ich Sie am nächsten Sonnabend oder Sonntag? Nein, nein, was Sie denken, ist nicht. Herr Wachtmeister! Zum Kegelabend will ich Sie nicht einladen, nicht alle neune, nur am Tag der Deutschen Polizei — alle achte! Alle Figuren nämlich."

„Den Wunsch will ich Ihnen gern erfüllen ..."

„Ich halte Sie beim Wort. Eine ganze Garnitur Kriegs-WHW.-Polizisten bestelle ich hiermit!"

Was Kernbeißer in die Sammelbüchse der Polizei wirft, ist sicher besser angelegt als der — Krakeeltaler!

Redensarten über den Schnee

Wenn der Landmann vom Schnee redet, dann vergleicht er das Flockenfallen mit Federn, die der Wind aus einem aufgegangenen Bettkissen umherjagt. An der Iller sagen die Leute beim Schneien: Im Himmel füllt man die Betten, und wirft die alten Federn heraus. Dieser Vergleich ist in vielen Gegenden Deutschlands verbreitet. Im vorderen Schwarzwald heißt es: Die „Waldweiber" leeren ihre Betten. Da das Schneien viel Aehnlichkeit hat mit dem Stäuben des Mehls, wird auch hier mancher Vergleich gezogen. In einer Redensart, die um Tübingen herum verbreitet ist, heißt es, der Schnee werde während des Sommers im Himmel klein gehackt. Wenn recht große Flocken kommen, sagt man: das kommt durch den groben Beutel (wie das Mehl in der Mühle). Zu Mergentheim und Herrenberg meint man, Bäcker und Müller schlagen sich, daß es nur so stäubt. In Ellwangen sagt man dagegen, die Mahlknechte schlagen sich die Kittel aus. Schneit es recht dick, so heißt es im Schwarzwald: „es schneit Bettzüge". Zu Pfullingen kommen „Pudelkappen", in Heubach sogar „Schmiedknechte" herunter. Außerordentlich viele Bauernregeln drehen sich um den Schnee: „Schon an Jakobi (25. Juli) blüht der Schnee für den nächsten Winter", heißt es in einem süddeutschen Sprichwort. Weit verbreitet in ganz Deutschland ist der Spruch: „Viel Regen, wenig Schnee, tut Frucht und Weinstock weh." Wenn aber viel Schnee fällt und er lange liegenbleibt, so gibt es nach Ansicht der Bauern ein gutes Jahr.

* **[Standesamtliche Nachrichten.]** Aufgebote: Werkhelfer Fritz, Josef, Max Demmig, Brockau und Hausgehilfin Hedwig Kupke, Breslau.

* **[75. Geburtstag.]** Zugführer a. D. Paul Rother, Breslauer Straße 5, feiert am Sonntag, den 18. Februar seinen 75. Geburtstag.

* **[Ergebnis der fünften Opfersonntag-Sammlung.]** Die am 11. Februar zugunsten des Kriegs-Winterhilfswerks 1939/40 erfolgte fünfte Opfersonntag-Sammlung hat im Bereiche der Ortsgruppe Brockau der NS.-Volkswohlfahrt den Betrag von 1600,90 Mark erbracht.

* **[In hilflosem Zustande aufgefunden.]** Am 10. Februar gegen 13 Uhr wurde ein auf der Hauptstraße wohnhafter Rentenempfänger in hilflosem Zustande aufgefunden. Der Mann, der herzleidend ist, wurde in seine Wohnung geschafft.

* **[Verkehrsunfall mit Personenverletzung.]** Vor einigen Tagen ereignete sich auf der hiesigen Gartenstraße ein Verkehrsunfall, bei welchem ein in Breslau-Ohlewiesen wohnhafter Mann erheblich verletzt wurde. Er befuhr mit seinem Fahrrade die hiesige Gartenstraße in der Richtung nach dem Bahnhof. Kurz vor der Autobushaltestelle am hiesigen Bahnhofe kam er — wahrscheinlich infolge der Straßenglätte zu Fall. Er wurde von dem kurz hinter ihm fahrenden Autobus angefahren und erlitt erhebliche Verletzungen am rechten Arm und Knie und wurde durch den Autobusfahrer und den Schaffner nach seiner elterlichen Wohnung in Breslau-Ohlewiesen gebracht.

Halt — Polizei!

So tritt Dir der Verkehrspolizist in der Stadt und der Gendarm auf dem Land am

17. und 18. Februar

entgegen. Kaufe ihre Abzeichen und spende damit für das

Kriegswinterhilfswerk

* **[Anforderung von polizeilichem Schutz.]** Vor einigen Tagen, gegen 12½ Uhr versuchten zwei Brockauer und ein Kraftborner sich gewaltsam Einlaß in das hiesige Arbeitsamt zu verschaffen. Alle drei hatten den Auftrag, sich beim hiesigen Arbeitsamt zu melden. Anstatt sich jedoch sofort zum Arbeitsamt zu begeben, zechten sie den ganzen Vormittag herum und kamen erst zum Arbeitsamt, als dieses bereits für den Publikumsverkehr geschlossen war. Gegen den Leiter des Arbeitsamtes, der sie zur Ruhe und Ordnung ermahnte, benahmen sie sich herausfordern und ungebührlich, so daß dieser polizeilichen Schutz anfordern mußte. Gegen die drei Personen ist Anzeige erstattet worden.

* **[Diebstahl.]** In der Nacht vom 8. zum 9. Februar wurde einem Hauptstraße 35 wohnhaften Brockauer aus seinem Kaninchenstall ein weißes Kaninchen entwendet. Ein zweites Kaninchen wurde von dem Täter totgeschlagen, aber im Stall liegen gelassen. Vor Ankauf des entwendeten Kaninchens wird gewarnt. Zweckdienliche Angaben, die auf Wunsch vertraulich behandelt werden, erbittet die Polizeiverwaltung.

* **[Höchstpreisverordnung.]** Auf dem hiesigen Wochenmarkt verkaufte eine Frau Rotkohl zu einem über den festgesetzten Höchstpreis hinausgehenden Preise. Es wurde gegen sie Anzeige erstattet.

* **[Fünf Jahre Gauschule Burgweide. — 7200 Frauen und Mädel geschult.]** Die Gauschule der NS.-Frauenschaft und des Deutschen Frauenwerkes in Burgweide besteht am 17. Februar bereits fünf Jahre. In dieser Zeit sind 7200 Frauen und Mädel durch ihre Lehrgänge gegangen. Frauenschaftsleiterinnen, Kreisabteilungsleiterinnen, Kindergruppenleiterinnen und Jugendgruppenführerinnen haben in den Kursen weitere Ausrichtungen und Anregungen für ihre Arbeit erhalten. Ein weiter Park umgibt die Gauschule, deren Inneneinrichtung schön und freundlich ist. Im Leseraum, mit seinen großen bunten Fenstern und dem schönen alten Kamin, finden sich die Lehrgangsteilnehmerinnen immer gern zu einer Lesestunde zusammen. Von dem großen dunkelgetäfelten Eßraum und dem einfach eingerichteten Tagesraum sieht man durch die Fenster in den weiten Park. An den bunten Gardinen und grünen Sträußen und an vielen anderen kleinen Dingen fühlt man es, daß in diesem Haus Frauenhände am Werk sind.

* **[Der „Stammhalter".]** Im „Völkischen Willen" unternimmt es Dr. Paul Danzer, einmal mit den Vorurteilen gewisser Väter zu brechen und mit falschen Vorstellungen über den Begriff des Stammhalters aufzuräumen. Stolz und ahnungslos verkündet der Vater die Ankunft des ersehnten „Stammhalters", nämlich des ersten und damit oft auch letzten Sohnes, ahnungslos, weil er meint, nun lebe sein wertvolles Erbgut in alle Zukunft fort. Danzer fragt, ob das Ahnenerbe in Töchtern etwa nicht fortlebe und ob es wirklich nur um die Erhaltung des Familiennamens gehe. Entweder trage man ein tüchtiges Erbgut, dann tue es nichts zur Sache, ob es künftig unter dem Namen Huber oder Müller fortlebe, oder man habe solch wertvolles Erbgut nicht, dann sei schon der eine „Stammhalter" unerwünscht. Ueberhaupt könne ein einziger sogenannter „Stammhalter" diese Bezeichnung nicht rechtfertigen. Das Erbgut der beiden Eltern erneuere sich in den einzelnen Kindern immer nur teilweise, und erst eine längere Reihe von Kindern könne die gesamten Erbanlagen beider Eltern auf die künftige Generation bringen. Der Begriff „Stammhalter" sei also in Wirklichkeit nur durch eine Mehrzahl von Kindern und niemals durch ein einzelnes erfüllbar. Denn Stamm erhalten heiße, viele Kinder haben. Wer aber nun meine, man könnte doch seine Begabung lieber in sechs Söhnen als sechs Töchtern vererben, der greife wieder daneben. Nur völlige Verkennung des Wertes und der Bedeutung der Frau für unser Volk könne zwischen Mädchen- und Knabengeburten eine Abstufung konstruieren. Der Begriff der Sippenpflege wolle keinen Kult am Namen, sondern eine Pflege am Ahnenerbe und diese werde der Geburt von Töchtern ganz genau so gerecht wie der Geburt von Söhnen.

* **[Kleintierzucht — eine wichtige Stütze der Ernährung.]** Um die große Zahl der in der Kriegszeit neu hinzukommenden Kleintierzüchter über die bewährten Grundsätze der Haltung, Pflege und Fütterung der Tiere zu unterrichten, hat der Reichsverband deutscher Kleintierzüchter e. V. mit Unterstützung des Reichsministeriums für Ernährung und Landwirtschaft unter dem Titel „Eine wichtige Stütze der Ernährung — Kleintierzucht" eine Flugschrift herausgegeben, die alles Wissenswerte über dieses Gebiet in gedrängter Form enthält. Aus der der überaus aufschlußreichen Schrift ist u. a. zu entnehmen, daß der gesamte Wert der aus Kleintierhaltung anfallenden Erzeugnisse gegenwärtig 1200 Millionen Mark beträgt, die zum größten Teil aus der Ausnutzung von Abfällen und bisher nicht verwerteten Futtermöglichkeiten, sowie durch Verhütung von Verderb gewonnen werden.

* **[Was die Bauern uns erwerben, laß uns Städter nicht verderben!]** Lebensmittelverderb und gedankenlose Vergeudung vermeiden, bedeutet nicht weniger als nützlicher verbrauchen. Wir werden im Gegenteil sogar mehr verbrauchen, weil wir alles dasjenige, was bisher verdarb, vor dem Verderb schützen werden, um es selbst zu verzehren. Der Kampf gegen Verschwendung schmälert nicht den Verbrauch, sondern bewirkt, daß aus diesem der Nutzen gezogen wird. Am stärksten wirkt sich die Verschwendung an den winzig kleinen unscheinbaren Dingen des Alltags aus, die sich tagtäglich wiederholen. Nicht die jeweilige Größe der Vergeudung ist so sehr von Bedeutung, als ihre fortgesetzte Dauer und die Wiederholung in unzähligen Fällen. Deshalb die Nahrungsgüter wohl überlegt einkaufen, pfleglich behandeln, sorgfältig aufbewahren, nicht wässern, sondern rasch und gründlich abwaschen, richtig zubereiten, kochen und ansprechend auftischen und etwaige Ueberbleibsel weiter verwerten.

Wann wird verdunkelt?

Beginn: Sonnabend um 17,20 Uhr
Ende: Sonntag um 6,40 Uhr

Reichssendungen zum „Tag der Deutschen Polizei". Zum „Tag der Deutschen Polizei" bringt der Großdeutsche Rundfunk über alle deutschen Sender zwei große Reichssendungen zum Vortrag, die von der Arbeit und dem Geist unserer deutschen Polizei Kunde geben. Am Sonnabend, dem 17. Februar, 20.15 Uhr bis 22 Uhr, schalten sich alle deutschen Sender zu dem „Großkonzert der Polizei" ein. Am Sonntag, dem 18. Februar, von 12 bis 14 Uhr, sendet der Großdeutsche Rundfunk einen großen Hörbericht vom Einsatz der deutschen Polizei im Osten.

Gebt dem WHW. auch alte Münzen! Anläßlich des Tages der Deutschen Polizei weist das Kriegs-WHW. darauf hin, daß bei allen Sammlungen neben den gültigen Münzen und Geldscheinen auch alle außer Kurs gesetzten in- und ausländischen Münzen, Gedenkmünzen, Plaketten, Prägemarken usw. als Spende entgegengenommen werden. Sie werden umgehend ihrer rohstoffwirtschaftlichen Verwertung zugeführt. Es ergeht die Aufforderung an jeden Volksgenossen, seinen Schreibtisch oder Schrank daraufhin durchzusehen und diese für ihn meist wertlosen Münzen bereitzuhalten. Auch eiserne Kriegsmünzen, Aluminiumgeld, Messing- und Bronzemünzen der Kriegs- und Inflationszeit kommen für diese Sammlung in Frage. Ebenfalls sollen ausländische Münzen abgegeben werden. Neben den Sammlern nehmen auch alle Dienststellen des WHW. solche Spenden entgegen.

9 Millionen RM. Spielkapital mehr für die Lotterie des Kriegs-WHW. In Anbetracht des guten Losabsatzes hat der Reichsschatzmeister der NSDAP. mit Zustimmung des Reichsinnenministers eine Erhöhung des Spielkapitals der Losbrief-Lotterie des Kriegs-WHW. um 9 Millionen RM. auf 27 Millionen RM. genehmigt. Dementsprechend gelangen weitere Losbriefe zum Vertrieb.

Lies Dein Heimatblatt die „Brockauer Zeitung"

Aerztlicher Sonntagsdienst ab Sonnabend Mittag 12 Uhr Dr. Schaube, Winkler Allee 2.

Wir holen einen Beobachter

Spähtruppunternehmen südlich Saarbrücken.

(P K.) Blutigrot steigt die Sonne hinter uns auf. Den Dunst des grauen Wintertages kann sie kaum durchdringen. Eisig dringt die Kälte aus dem steinhart gefrorenen Boden. Eine Stunde wird es mindestens noch dauern, bis der Franzmann kommt. Er bleibt länger als sonst in den Hütten im Waldstück vor uns. Wir liegen dicht angeschmiegt am Boden in einer Mulde vor einem Waldrand. Langsam geht die Zeit dahin. Nur wenige Meter trennen uns von dem französischen Drahthindernis. Gleich dahinter am Waldrand ist die Stelle, wo wir unseren Schlag führen wollen. Notdürftig deckt uns der Busch gegen Sicht vom Feind her. Weit zieht sich die Mulde hinter uns nach unten, in der das französische Dörfchen mit dem deutschen Namen liegt. Totenstille im Niemandsland.

Heute wollen wir das Nest ausheben.

Da knackt es einmal und knirscht im Schnee. Von rechts kommen ziemlich sorglos zwei Franzmänner angestapft. Das Herz schlägt bis zum Halse – sie können unseren ganzen schönen Plan über den Haufen werfen. Jetzt bleiben sie auch noch ausgerechnet vor uns stehen. Ob sie Verdacht geschöpft haben? Nur ruhig jetzt. Vorsichtig schauen wir nach den anderen Kameraden, die hinter dem Nachbarbusch liegen. Wenn sich nur keiner rührt. Die Franzosen haben noch nichts gemerkt, aber immer noch bleiben sie stehen. Den Atem halten wir an. Rasend kreisen jetzt die Gedanken. Seit Tagen haben wir diese Stelle im Auge. Es muß eine Artilleriebeobachtungsstelle sein. Seit Tagen schon sehen wir jeden Vormittag ein paar Mann aus dem Wald kommen und an dieser Stelle verschwinden. Gestern abend setzten wir uns mit dem Kompanieführer zusammen und ließen den Plan endgültig Gestalt gewinnen. Jeder Platz ist besetzt, jeder Busch belegt, jeder weiß genau, was er zu tun hat. Die MG.-Sicherungen stehen bereit. Heute wollen wir das Nest ausheben.

Immer noch stehen die beiden Franzmänner vor uns. Noch immer schauen sie sich um in der Landschaft. Der eine schaudert einmal vor Kälte. Er stößt dann Kameraden an: „Allons!" – endlich Sie haben uns in unseren Schneemänteln nicht bemerkt.

Dann heißt es handeln!

Bald wird es so weit sein. Jeden Augenblick können die Beobachter aus dem Wald auftauchen. Dann heißt es handeln. Wenn die Glieder auch vor Kälte noch steif sind, blitzschnell muß es dann gehen. Sie dürfen nicht zur Besinnung kommen. Zehn Mann sind wir hier. Drei Feldwebel, ein Unteroffizier und sechs Mann. Vorsichtig schauen wir uns nach den Kameraden hinter dem anderen Busch um und nach denen in dem Steinbruch. Nur mit Blicken können wir uns verständigen.

Da kommen sie. Aufrecht gehen sie durch den Wald, gerade auf uns zu. Nichtsahnend. Sie verschwinden hinter ihrem Tarnnetz. Jetzt müssen wir handeln. Die Abreißleine hat der Feldwebel schon in der Hand. Jetzt gibt er ein Zeichen mit einer kleinen Handbewegung, reißt ab, ran ...! Ein Feuerstrahl, der Boden bebt, einen Buchenstamm reißt es weg. Wir hatten schon das Knie angezogen, auf! Die Kälte ist weg, wir rasen auf den Draht zu, durch die Gasse, an das Loch. Nichts rührt sich. Sie müssen drin sitzen. Blitzschnell hat der Feldwebel die Pistole heraus, gibt ein, zwei Schuß ab und ruft:

„Prisonniers! Raus!"

Da kommt schon einer. Er blutet ein wenig am Kopf. Ist noch benommen von der Detonation und ruft: „Ich hebe schon die Hände, ich laufe euch nicht weg!" Er wird den Kameraden hinter uns zugeschoben. Sie bringen ihn durch das Drahthindernis und laufen mit großen Sätzen mit ihm den Hang hinunter. Inzwischen waren wir mit einem Sprung in dem Loch. Da kommt der andere. Er scheint schwer verwundet zu sein, aber er ist bei Besinnung. Wir greifen uns den Polen, er muß mit. Wir helfen ihm heraus. Da, tak, tak, tak ... setzt das französische MG. ein. Aber schon werfen die Kameraden noch einige Handgranaten nach den Blockhütten dort hinten und dann zurück. Unsere MGs halten den Feind nieder. Sie schießen tadellos, die Kameraden. So kriegt uns der Franzmann nicht. Der arme Kerl in unserer Mitte bricht zusammen.

Wir legen ihn hin, wir beugen uns noch einmal zu ihm nieder, wollen ihm noch irgendwie helfen, da zuckt er zusammen, streckt sich – tot. Armer Pole, du hast mit deinem Leben einen Teil der Schuld bezahlt, die eine Regierung auf sich nahm. Wir müssen weiter.

Bald treffen wir auf die Kameraden, ihren Gefangenen in der Mitte. Der arme Kerl scheint Schmerzen zu haben und auch der Schreck hat ihm tüchtig zugesetzt. Als wir herankommen fragt er: „Kann ich noch an meine Mutter schreiben?" Die plutokratische Lügenhetze hat also auch ihn glauben gemacht, daß die Deutschen jeden Gefangenen ermorden! Trotz aller Erregung, trotz des Kampflärms – noch immer bellen die MGs, knattern die Gewehrschüsse – überkommt uns Rührung. Da hing der arme Bursche zwischen uns, bebend vor Schreck und Schmerz – und spricht deutsch wie wir. Aus deutschem Stamm ist er! Wie wir nachher erfahren, kommt er aus dem deutschen Sprachgebiet, das ja stellenweise weit in das nach 1918 französisch gewordene Land reicht.

„Auftrag ohne Verluste ausgeführt!"

Noch ein paar Minuten hastigen Laufens, dann sind wir in der deutschen Vorpostenstellung. Hier warten die Kameraden auf uns. Wie leuchtet die Freude aus ihren Gesichtern, als sie uns alle wohlbehalten wiedersehen. Da steht auch der Kompanieführer, der wie ein sorgender Vater um unser Schicksal bangte, der uns noch ein gutes Stück ins Niemandsland gefolgt war.

Stolz treten wir vor ihn und hören die Meldung unseres Feldwebels: „Stoßtrupp zurück. Auftrag ohne eigene Verluste ausgeführt, ein Gefangener!" Leonhardt Staadt.

Schlesische Nachrichten

Wachsende Kriminalität in Oberschlesien

Die Zuwanderung polnischer Elemente trägt die Schuld

Die Arbeit der Kriminalpolizei in Oberschlesien, die seit der Machtübernahme auf stabilisierte friedensmäßige Verhältnisse eingestellt war, erfuhr nach dem Polenfeldzug eine vollkommene Aenderung und Ausweitung. Die nationalsozialistischen Maßnahmen gegen asoziale Berufsverbrecher und politische Aufrührer hatte dazu geführt, daß die schweren Kriminalfälle seit 1934 um zwei Drittel zurückgingen. Auch nach Beginn des Polenfeldzuges, als die vollständige Verdunkelung durchgeführt wurde und man erwarten mußte, daß diese Umstände von verbrecherischen Elementen ausgenutzt werden würden, zeigte es sich, daß im Gegenteil die Kriminalität weiter zurückging und der erste Kriegsmonat der Monat mit den niedrigsten Verbrechenszahlen des ganzen Jahres 1939 war.

Dieses Bild änderte sich, als die Grenze gegen Ostoberschlesien fiel und polnische Elemente herüberkamen, um im Altreich ihre Straftaten auszuführen. Es zeigte sich dabei, welches Elend die berüchtigten polnischen Staatsführer dadurch hatten aufkommen lassen, daß sie ihre unteren Volksschichten geistig und körperlich verkommen ließen. Die Kriminalpolizeistelle, die alsbald in Kattowitz errichtet wurde, hatte zunächst die typisch polnischen Verbrechen, vor allem bandenmäßige Raubüberfälle, zu bekämpfen. Dann aber nahmen vor allem auch die kleinen Diebstähle im oberschlesischen Industriegebiet, besonders in Beuthen, lawinenartig zu, und immer waren es Polen, die als Täter ermittelt wurden. Meist handelt es sich um Frauen und Männer zwischen 20 und 30 Jahren, die in ihrem Leben überhaupt noch nicht ordnungsmäßig gearbeitet hatten. Ferner kam der Taschendiebstahl, der vor dem Kriege in Oberschlesien nahezu ausgerottet war, wieder auf. Diese Straftaten stehen im klaren Zusammenhang mit der Zuwanderung polnischer Diebe, die von polnischen Juden in ihren Ghettos in regelrechten Schulen für Taschendiebstähle ausgebildet werden.

Ein ebenfalls typisch polnisches Delikt ist die Falschmünzerei. Es wurden falsche Fünfmarkstücke in Umlauf gesetzt, die sich von den echten Geldstücken dadurch unterscheiden, daß durchweg die Randzifelierung fehlt und äußere Bild- und Prägungsunterschiede vorhanden sind. Alle Spuren weisen nach Polen. Die deutsche Polizei ist bereits dabei, die Täter zu ermitteln. In den Herstellern dieser Falschstücke vermutet man auf Grund der bisherigen Spuren ebenfalls Juden.

Mehrarbeits-, Feiertags- und Nachtzuschläge in Ostoberschlesien

Mit Ermächtigung des Reichsarbeitsministers hat der Reichstreuhänder der Arbeit für das Wirtschaftsgebiet Schlesien, Staatsrat Schuhmann, M. d. R., angeordnet, daß mit Wirkung ab 1. Februar Mehrarbeits-, Sonntags-, Feiertags- und Nachtzuschläge entsprechend den in Ostoberschlesien geltenden Tarifordnungen zu zahlen sind. Lediglich die Mehrarbeitsstunden für die neunte und zehnte werktägliche Arbeitsstunde sind mit gewissen Einschränkungen entsprechend den gesetzlichen Bestimmungen im Altreich nicht zu zahlen. Die Anordnung gilt für das gesamte ostoberschlesische Gebiet; sie ergänzt die hinsichtlich der Mehrarbeitszuschläge bereits veröffentlichte Anordnung vom 30. 11. 1939.

Wolhyniendeutsche im Reichssender Breslau.

Unter dem Leitwort „Wir alle fanden heim ins Reich!" vermittelt der Reichssender Breslau am Mittwoch, dem 21. Februar, in der Zeit von 20.30 bis 21.30 Uhr eine Sendung, in der deutsche Rückwanderer aus Wolhynien vom Erleben Großdeutschlands singen und erzählen werden.

Görlitz. Erschossen aufgefunden. Im nahen Erbersbach wurde der Besitzer einer Wirtschaft, die kurz vorher durch Schadenfeuer eingeäschert wurde, auf dem Boden seines Wohnhauses erschossen aufgefunden.

Seifhennersdorf. 96 Jahre alt. Die im hiesigen Altersheim wohnende Frau Juliane verwitwete Gautsch aus Leutersdorf konnte ihren 96. Geburtstag begehen. Die Greisin ist noch verhältnismäßig rüstig.

Kohlfurt. Im Dienst verunglückt. Auf dem Bahnhof wurde beim Ueberschreiten der Gleise der Signalwerkführer Anders von einem Eisenbahnwagen erfaßt. Dabei wurden ihm beide Füße abgefahren.

Strehlen. Der Frühjahrs-Saatenmarkt war hier außerordentlich gut besucht. Im Rahmen des Saatenmarktes fand eine Arbeitstagung des Reichsnährstandes statt, bei der Oberlandwirtschaftsrat Dr. Hiller von der Landesbauernschaft Schlesien einen Vortrag über „die Frühjahrsbestellung unter den augenblicklichen Verhältnissen" hielt.

Strehlen. Ein ganzes Dorf gratuliert. Im nahen Striege vollendete Frau Luise Gröger ihr 90. Lebensjahr. In einer Fülle von Blumen und Geschenken bezeugten die Ortseinwohner ihre Anteilnahme am Ehrentage der ältesten Bewohnerin des Ortes.

Kattowitz. Tödlicher Betriebsunfall. Im Werkgelände der Giesche Chemischen Fabrik geriet hier der Rangierer August Hornol zwischen die Puffer zweier Eisenbahnwagen und wurde zu Tode gequetscht. Hornol ist offenbar beim Zusammenkuppeln der Wagen ausgerutscht und auf diese Weise zwischen die Puffer geraten.

Kattowitz. Aufgeklärte Raubüberfälle und Diebstähle. Anfang Februar war es der Polizei gelungen, den Georg Schwarzer aus Laurahütte bei einem Raubüberfall mit Waffen in Sosnowitz festzunehmen. Die Ermittlungen der Kriminalpolizei haben zur Festnahme von drei weiteren Personen geführt. Es sind dies: Adolf Korner und Paul Brogulla aus Laurahütte und Josef Fitzia aus Königshütte. Sie sind überführt und geständig, einen vollendeten Raubüberfall mit Schußwaffen, zwei versuchte Raubüberfälle mit Schußwaffen, zwei einfache Diebstähle und einen versuchten Betrug begangen zu haben. Bei einem Ueberfall haben sie sich als Beamte der deutschen Polizei ausgegeben und in jedem Falle die überfallenen Personen mit geladenen Pistolen bedroht.

Am 15. Februar verschied nach kurzem, schwerem Leiden, uns allen unerwartet, unsere liebe, gute Tochter, Schwester, Schwägerin, meine inniggeliebte Braut

Erna Schwarz

im blühenden Alter von 21 Jahren.

Brockau, den 15. Februar 1940.
Hauptstraße 8a.

In tiefstem Weh:

Die tieftrauernden Eltern und Geschwister
Max Worbs, als Bräutigam.

Beerdigung: Montag, den 19 Februar, nachm. 2½ Uhr von der Halle des Brockauer Friedhofes.

Am Donnerstag, den 15. Februar verschied unsere liebe Mitbewohnerin

Fräulein Erna Schwarz.

Ein letzter Gruß sei ihr zur Ruhe gewidmet.

Brockau, den 17. Februar 1940.

Die Wirtin und Mitbewohner des Hauses Hauptstraße 8a.

Familien-Drucksachen aller Art fertigt schnellstens an **Dodeck's Erben** Bahnhofstraße 12

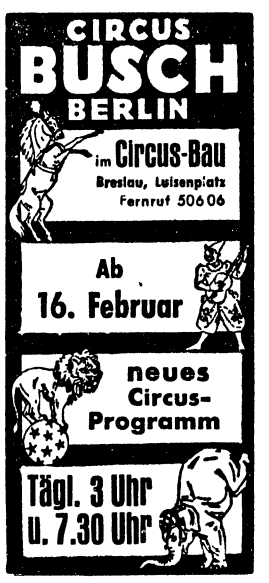
Kirchliche Nachrichten
Evgl. Pfarrkirche
Sonntag 9 Uhr Schulte, 1 Kindergottesdienst, 17 Uhr Schulte
Donnerstag 20 Passionsgdst., anschl. Abendmahl

Halte Deinem Heimatblatt die Treue!

Suche kleine Wohnung für bald oder später. Adressen unt. **1738** an die Geschäftsstelle d. Ztg.

1-2 Familienhaus gut gebaut, in Brockau od Umgebung Breslau zu kaufen gesucht. Off. unter **720** a. d. Zeitung.

Verdunkelungspapier schwarz 1,50 m breit Meter 15 Pfg. hält vorrätig **E. Dodeck's Erben,** Bahnhofstraße 12

Arterienverkalkung
Knoblauch-Beeren „Immer Junger" machen froh und frisch! Sie enthalt alle wirksamen Bestandteile des reinen unverfälschten Knoblauchs in leicht löslicher, gut verdaulicher Form.
Vorbeugend gegen: hohen Blutdruck, Magen-, Darmstörungen, Alterserscheinungen, Stoffwechselbeschwerden.
Geschmack- und geruchfrei. Monatspackung 1.—
Achten Sie auf die grün-weiße Packung!
Drogerie Rudolf Krummel
Drogerie G. Konczak
Drog. E. Duvigneau, Breslauerstr 9

Mellitta-Papier erhältlich bei **E. Dodecks Erben**